

DIE  
LEBENSANSCHAUUNGEN  
DER GROSSEN DENKER

EINE ENTWICKLUNGSGESCHICHTE  
DES LEBENSPROBLEMS DER MENSCHHEIT  
VON PLATO BIS ZUR GEGENWART

VON  
RUDOLF EUCKEN

SIEBENTE VERBESSERTE AUFLAGE



LEIPZIG  
VERLAG VON VEIT & COMP.  
1907



## Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage.

Bei aller Veränderung im einzelnen hat unser Werk in der zweiten Auflage den Plan der ersten durchaus festgehalten. Es möchte durch eine geschichtliche Vorführung der Lebensanschauungen der großen Denker zunächst dafür wirken, daß die Helden des Gedankens nicht bloß wie leblose und gleichförmige Schatten an uns vorüberziehen, sondern daß ihre Gestalten Fleisch und Blut gewinnen und zugleich einen eigentümlichen Charakter zeigen; so allein kann die Kraft und Leidenschaft, welche ihre Schöpfungen durchströmt, auch unserer eigenen Arbeit zufließen. Insofern darf das Werk sich als ein Supplement zu allen Darstellungen der Geschichte der Philosophie geben, ohne sie irgend ersetzen zu wollen.

Zugleich aber hofft es der Philosophie selbst einen Dienst zu leisten, indem es eine Art Einleitung in die Hauptprobleme der Philosophie bietet. Die Lebensanschauung eines großen Denkers läßt sich nicht entwickeln, ohne daß diese Probleme deutlich zur Sprache kommen, sie müssen sich hier, in dem Zusammenhange mit dem Ganzen der lebendigen Persönlichkeit und ihrem heißen Verlangen nach Glück, besonders durchsichtig und eindringlich darstellen.

Endlich kämpft das Werk für einen engeren Zusammenhang der Philosophie mit dem allgemeinen Leben. Die gegenwärtige Spaltung, die Gleichgültigkeit weiterer Kreise gegen die Philosophie und die Abschließung der Philosophie zu einer gelehrten Fachwissenschaft, ist ein großer Schaden für beide Teile; es gehört zur Gesundung unseres geistigen Lebens, daß man sich wieder mehr um einander kümmere. Ist aber nicht die Lebensanschauung ein Punkt, wo die philosophische Arbeit dem reinmenschlichen Interesse besonders nahe kommt? Sollte es nicht alle Gebildeten treiben, bei einer Frage, die so sehr unser eigenes Glück angeht, eine Föhlung mit den Meistern des Gedankens zu gewinnen?

Jena, im Herbst 1896.

---

## Vorwort zur siebenten Auflage.

Die siebente Auflage bringt mehr Veränderungen gegen ihre Vorgängerin, als die unmittelbar vorangehenden Auflagen es taten. Beim Überblick der gesamtgriechischen Art wie bei dem des Hellenismus drängten die neueren Forschungen mehrfach zu einer präziseren Fassung, auch auf der Höhe der Scholastik galt es die Linien schärfer zu ziehen; hier habe ich auch Dante einigermaßen zu würdigen gesucht. Der Abschnitt „die neueren Denker und das Christentum“ wurde durch einen mehr auf die Gesamtbewegung der Neuzeit eingehenden „das Christentum in seiner späteren Entwicklung“ ersetzt. Bei der Neuzeit galt es namentlich die bisher viel zu schwerfällige Darstellung Kants einfacher und klarer zu gestalten. Vor allem aber hat das Buch dadurch eine Erweiterung erfahren, daß die Behandlung des 19. Jahrhunderts nicht so überwiegend auf das deutsche Leben beschränkt blieb, sondern daß, der Gesamtanlage des Buches entsprechend, mehr die Gesamtbewegung der Kulturwelt herangezogen wurde. — Bei der Darstellung war ich besonders um Herstellung eines leichteren Flusses bemüht.

Möchte das Buch in der neuen Gestalt sich die Gunst der alten Freunde erhalten und neue Freunde gewinnen!

Jena, im Herbst 1907.

**Rudolf Eucken.**

# Inhalt

---

|                                                                  | Seite |
|------------------------------------------------------------------|-------|
| Einleitung . . . . .                                             | 1     |
| Erster Teil.                                                     |       |
| Das Griechentum.                                                 |       |
| A. Die Denker der klassischen Zeit.                              |       |
| 1. Vorbemerkungen über griechische Art und Entwicklung . . . . . | 9     |
| 2. Plato.                                                        |       |
| a. Einleitendes . . . . .                                        | 21    |
| b. Die Ideenlehre . . . . .                                      | 22    |
| c. Die Lebensgüter . . . . .                                     | 25    |
| d. Weltflucht und Weltverklärung . . . . .                       | 30    |
| e. Das Gesamtbild des Menschenlebens . . . . .                   | 36    |
| f. Die einzelnen Lebensgebiete.                                  |       |
| α. Die Religion . . . . .                                        | 39    |
| β. Der Staat . . . . .                                           | 41    |
| γ. Die Kunst . . . . .                                           | 43    |
| δ. Die Wissenschaft . . . . .                                    | 44    |
| g. Rückblick . . . . .                                           | 45    |
| 3. Aristoteles.                                                  |       |
| a. Die allgemeine Art . . . . .                                  | 48    |
| b. Die Grundzüge des Welt- und Lebensbildes . . . . .            | 50    |
| c. Die Erfahrungen des menschlichen Kreises . . . . .            | 57    |
| d. Die einzelnen Gebiete.                                        |       |
| α. Die menschlichen Gemeinschaften . . . . .                     | 65    |
| β. Die Kunst . . . . .                                           | 71    |
| γ. Die Wissenschaft . . . . .                                    | 73    |
| e. Rückblick . . . . .                                           | 75    |
| B. Das nachklassische Altertum.                                  |       |
| 1. Die Systeme der Lebensweisheit.                               |       |
| a. Die geistige Art der hellenistischen Zeit . . . . .           | 81    |
| b. Die Epikureer . . . . .                                       | 86    |
| c. Die Stoiker . . . . .                                         | 90    |

|                                                            |       |
|------------------------------------------------------------|-------|
| 2. Die religiöse Spekulation.                              | Seite |
| a. Die Wendung zur Religion . . . . .                      | 98    |
| b. Plotin.                                                 |       |
| α. Einleitendes . . . . .                                  | 105   |
| β. Die Grundlegung der Weltanschauung . . . . .            | 107   |
| γ. Der nähere Inhalt von Welt und Menschenleben . . . . .  | 111   |
| δ. Die Stufen und Zweige des geistigen Schaffens . . . . . | 116   |
| ε. Die Einigung mit Gott . . . . .                         | 120   |
| ζ. Rückblick . . . . .                                     | 127   |
| c. Die Größe und die Grenze des Altertums . . . . .        | 128   |

## Zweiter Teil.

### Das Christentum.

#### A. Die Grundlegung.

|                                                               |     |
|---------------------------------------------------------------|-----|
| 1. Die Gesamtart des Christentums.                            |     |
| a. Vorbemerkungen . . . . .                                   | 134 |
| b. Die begründenden Tatsachen . . . . .                       | 136 |
| c. Das christliche Leben.                                     |     |
| α. Die Verinnerlichung und Erneuerung . . . . .               | 141 |
| β. Die engere Verbindung der Menschen . . . . .               | 143 |
| γ. Der Gewinn einer Geschichte . . . . .                      | 144 |
| δ. Die neue Grundstimmung des Lebens . . . . .                | 146 |
| d. Die Verwicklungen und die Größe des Christentums . . . . . | 148 |
| 2. Die Lebensanschauung Jesu.                                 |     |
| a. Vorbemerkungen . . . . .                                   | 150 |
| b. Die Grundlagen der Lebensanschauung . . . . .              | 153 |
| c. Die Religion und die Ethik Jesu . . . . .                  | 158 |
| d. Der Zusammenstoß mit der Welt . . . . .                    | 164 |
| e. Die bleibende Bedeutung . . . . .                          | 167 |

#### B. Das alte Christentum . . . . . 171

|                                                               |     |
|---------------------------------------------------------------|-----|
| 1. Die voraugustinische Zeit.                                 |     |
| a. Das Lebensbild der ersten Jahrhunderte . . . . .           | 173 |
| b. Die altchristliche Spekulation.                            |     |
| α. Clemens und Origenes . . . . .                             | 187 |
| β. Der Einfluß des Neuplatonismus. Gregor von Nyssa . . . . . | 196 |
| c. Die Gestaltung einer kirchlichen Lebensordnung . . . . .   | 200 |
| 2. Augustin.                                                  |     |
| a. Die allgemeine Art . . . . .                               | 205 |
| b. Die Seele des Lebensprozesses . . . . .                    | 209 |
| c. Die religiöse Gestaltung der geistigen Welt . . . . .      | 214 |
| d. Die Weltgeschichte und das Christentum . . . . .           | 221 |
| e. Die Kirche . . . . .                                       | 229 |
| f. Rückblick . . . . .                                        | 237 |

|                                                                                          |       |
|------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| 3. Das Mittelalter.                                                                      | Seite |
| a. Das frühere Mittelalter . . . . .                                                     | 239   |
| b. Die Höhe des Mittelalters (Thomas von Aquino, Meister Eckhart, Duns Scotus) . . . . . | 243   |
| c. Das spätere Mittelalter (Thomas von Kempen) . . . . .                                 | 255   |
| C. Das neue Christentum.                                                                 |       |
| 1. Die Reformation . . . . .                                                             | 259   |
| a. Luther . . . . .                                                                      | 263   |
| b. Zwingli und Calvin . . . . .                                                          | 278   |
| 2. Das Christentum in seiner späteren Entwicklung . . . . .                              | 282   |
| Dritter Teil.                                                                            |       |
| Die Neuzeit.                                                                             |       |
| A. Die Gesamtart der Neuzeit . . . . .                                                   | 287   |
| B. Der Aufbau der neuen Welt.                                                            |       |
| 1. Die Renaissance.                                                                      |       |
| a. Der Grundcharakter der Renaissance . . . . .                                          | 293   |
| b. Die kosmische Spekulation. Nikolaus von Kues und Giordano Bruno . . . . .             | 303   |
| c. Die Lebenskunst des Individuums. Montaigne . . . . .                                  | 311   |
| d. Das neue Verhältnis zur Natur und ihre technische Bewältigung. Bacon . . . . .        | 316   |
| 2. Die Aufklärung.                                                                       |       |
| a. Die allgemeine Art der Aufklärung . . . . .                                           | 323   |
| b. Die Führer der Aufklärung.                                                            |       |
| α. Descartes . . . . .                                                                   | 328   |
| β. Spinoza.                                                                              |       |
| aa. Einleitung . . . . .                                                                 | 337   |
| bb. Die Welt und der Mensch . . . . .                                                    | 338   |
| cc. Der Mensch und seine Kleinheit . . . . .                                             | 341   |
| dd. Der Mensch und seine Größe . . . . .                                                 | 344   |
| ee. Würdigung . . . . .                                                                  | 348   |
| γ. Locke . . . . .                                                                       | 353   |
| δ. Leibniz.                                                                              |       |
| aa. Das Charakteristische der Denkweise . . . . .                                        | 360   |
| bb. Das Weltbild . . . . .                                                               | 365   |
| cc. Die Versöhnung von Philosophie und Religion . . . . .                                | 371   |
| c. Der Verlauf der Aufklärung. A. Smith . . . . .                                        | 376   |
| C. Die Auflösung der Aufklärung und das Suchen neuer Wege.                               |       |
| Vorbemerkungen . . . . .                                                                 | 388   |
| 1. Die Rückschläge gegen die Aufklärung im 18. Jahrhundert.                              |       |
| a. Hume . . . . .                                                                        | 389   |
| b. Rousseau . . . . .                                                                    | 391   |

|                                                                                              |       |
|----------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| 2. Der deutsche Idealismus.                                                                  | Seite |
| a. Kant.                                                                                     |       |
| α. Die allgemeine Art . . . . .                                                              | 401   |
| β. Die Erkenntniskritik und der Zusammenbruch der alten<br>Metaphysik . . . . .              | 403   |
| γ. Die moralische Welt . . . . .                                                             | 410   |
| δ. Das Reich des Schönen . . . . .                                                           | 416   |
| ε. Würdigung und Kritik . . . . .                                                            | 417   |
| b. Das Lebensideal des deutschen Humanismus.                                                 |       |
| α. Die allgemeine Art . . . . .                                                              | 422   |
| β. Goethe . . . . .                                                                          | 427   |
| γ. Schiller . . . . .                                                                        | 436   |
| δ. Die Romantik . . . . .                                                                    | 439   |
| c. Die Lebensbilder der deutschen Spekulation . . . . .                                      | 444   |
| α. Die Systeme konstruktiven Denkens . . . . .                                               | 445   |
| aa. Fichte . . . . .                                                                         | 447   |
| bb. Schelling . . . . .                                                                      | 450   |
| cc. Hegel . . . . .                                                                          | 454   |
| β. Schleiermacher . . . . .                                                                  | 465   |
| γ. Schopenhauer und der Rückschlag gegen die Vernunft-<br>systeme . . . . .                  | 467   |
| 3. Die Wendung zum Realismus . . . . .                                                       | 474   |
| a. Der Positivismus . . . . .                                                                | 479   |
| α. Der französische Positivismus. Comte . . . . .                                            | 480   |
| β. Der englische Positivismus. Mill und Spencer . . . . .                                    | 488   |
| b. Die moderne Naturwissenschaft und die Entwicklungslehre . . . . .                         | 491   |
| c. Die moderne Gesellschaftslehre und die Lebensanschauung<br>der Sozialdemokratie . . . . . | 496   |
| 4. Der Rückschlag gegen den Realismus . . . . .                                              | 505   |
| a. Idealistische Bewegungen im 19. Jahrhundert . . . . .                                     | 506   |
| b. Der Subjektivismus. Nietzsche . . . . .                                                   | 510   |
| 5. Die Lage der Gegenwart . . . . .                                                          | 515   |
| Personenregister . . . . .                                                                   | 520   |
| Sachregister . . . . .                                                                       | 521   |

## Einleitung.

Die Frage, was unser Leben als Ganzes bedeutet, was es an Zielen enthält und an Glück verheißt, das Lebensproblem mit Einem Worte, bedarf heute keiner umständlichen Einführung: ein tiefer Spalt im Sein der Gegenwart, eine schroffe Entzweiung von Arbeit und Seele, gibt ihm eine unwiderstehliche Macht. Die letzten Jahrzehnte und Jahrhunderte haben eine unermessliche Arbeit verrichtet und dadurch wie einen neuen Anblick der Welt so eine neue Art des Lebens geschaffen. Aber der stolze Siegeslauf dieser Arbeit war nicht zugleich eine Förderung der Seele, ihre glänzenden Erfolge nicht schon ein Gewinn des ganzen und inneren Menschen. Denn mit ihrem rastlosen Getriebe richtet sie uns mehr und mehr auf die Welt draußen und unterwirft uns ihren Notwendigkeiten, die Leistung für die Umgebung wird immer ausschließlicher unser ganzes Leben. An dem Leben aber hängt letztlich auch das Sein. Wird alles Sinnen und Vermögen draußen festgehalten und die Sorge für das innere Befinden, den seelischen Stand, immer weiter zurückgedrängt, so muß die Seele verkümmern; der Mensch wird leer und arm inmitten aller Erfolge, er sinkt zu einem bloßen Mittel und Werkzeug eines unpersönlichen Kulturprozesses, der ihn nach seinen Bedürfnissen verwendet und verwirft, der mit dämonischem Zuge über Leben und Tod der Individuen wie der Geschlechter dahinbraust, ohne Sinn und Vernunft in sich selbst, ohne Liebe und Sorge für den Menschen.

Eine Bewegung jedoch, deren zerstörende Wirkung der Einzelne so unmittelbar an sich selbst erfährt, muß bald einen Rückschlag erfahren; bei solchen Dingen ist schon das Bewußtwerden eines Problems der Beginn einer Gegenwirkung. Nicht lange kann der Mensch seine Seele verleugnen, der Sorge um ihr Befinden entsagen, seine Innerlichkeit erhält sich bei aller Einschüchterung, sie kann

nicht aufhören, alles Ereignis auf sich zu beziehen und an sich zu messen. Die Anfechtung selbst treibt das Subjekt zur Besinnung auf das unverlierbare Grundrecht seines unmittelbaren und ursprünglichen Lebens; es gleicht einem schlummernden Riesen, der nur zum Bewußtsein seiner Kraft zu erwachen braucht, um aller Unermeßlichkeit der Außenwelt überlegen zu sein. Wenn aber mit solcher Wandlung ein elementares Verlangen nach selbsteignem Leben und nach innerem Wohlsein durchbricht, wenn den Menschen gar eine Angst um die Vernunft seines Daseins und das Heil seiner Seele befällt, so ist die Welt für ihn mit Einem Schläge verwandelt, er aber aus dem vermeintlich sicheren Besitz in ein mühsames Zweifeln und Suchen geworfen.

Eine solche Bewegung gegen die Entseelung des menschlichen Daseins ist heute in sichtlichem Vordringen; mag die Mechanisierung äußerlich noch fortschreiten, der Glaube an sie ist gebrochen, der Kampf gegen sie hat begonnen. Breite Strömungen der Gegenwart zeigen bei allem Unterschiede einen gemeinsamen Zug nach dieser Richtung. Denn sowohl aus der Gewalt und Leidenschaft der sozialen Flut, als aus der sichtlichen Erstarkung des religiösen Strebens, als aus dem Sturm und Drang des künstlerischen Schaffens spricht ein und dasselbe Verlangen: ein heißes Sehnen nach mehr Glück, nach mehr Entfaltung des Menschenwesens, nach einer Umwandlung, Erhöhung, Erneuerung unseres Seins.

In allem Anschwellen bleibt jedoch diese Bewegung einstweilen noch voller Unfertigkeit und Verworrenheit. Nicht nur durchkreuzen und hemmen einander die einzelnen Strömungen vielfach, auch der Hauptzug zeigt ein merkwürdiges Gemisch von Höherem und Niederm, von Edlem und Gemeinem, von jugendlicher Frische und greisenhafter Überbildung. Statt in der Innerlichkeit selbst eine Welt zu suchen und aus der Freiheit ein Gesetz zu entwickeln, wähnt das Subjekt sich oft um so größer, je mehr es sich aller, auch der inneren Bildung entledigt und in freischwebender Stimmung aufbläht; bei solcher Leere wird es ein Spiel von Wind und Welle und verliert alle Wehr selbst gegen das Sinnlose und Törichte. So umfängt uns zunächst eine trübe Gärung und ungestüme Leidenschaft; den Glauben an eine Vernunft der Bewegung kann nur wahren, wer sie als einen bloßen Anfang versteht und zugleich darauf vertraut, daß die geistige Notwendigkeit, die in ihr wirkt, schließlich alle Irrung und Eitelkeit der Individuen überwinden und einen

inneren Aufbau des Lebens vollziehen wird. Dazu aber bedarf es auch unsererseits unsäglich Arbeit, es gilt zu scheiden und zu sichten, zu klären und zu vertiefen; nur in hartem Kampfe gegen sich selbst kann die Zeit ihr echtes Wesen erreichen und ihre weltgeschichtliche Aufgabe lösen.

Der Teilnahme an diesem Kampfe darf sich auch die Philosophie nicht entziehen, sie hat in ihm Besonderes zu leisten. Wer anders könnte wie sie die Sache ins Ganze und Große heben, die Gesamtlage klären, die letzten Ziele ermitteln? Wohl hat sie die Aufgabe an erster Stelle nicht von der Geschichte, sondern von der lebendigen Gegenwart her anzugreifen, sie darf sich nicht aus dieser in eine fernere oder nähere Vergangenheit flüchten. Aber die geschichtliche Betrachtung mag das eigene und unmittelbare Streben unterstützen, indem sie, ihrer Grenzen eingedenk, sich ihm anschließt und einfügt. Daß dies möglich ist, und daß auch eine Vergegenwärtigung der Lebensanschauungen der großen Denker hier einiges nützen kann, das sei in kurzem erörtert. Denn mit dieser Behauptung steht und fällt unser ganzes Unternehmen.

Das eigene Streben fördern können die Lebensanschauungen der großen Denker nur, wenn uns Lebensanschauung mehr bedeutet als dem landläufigen Sprachgebrauch. Wir verstehen darunter nicht eine Blütenlese von Äußerungen über menschliches Leben und Schicksal, nicht eine Sammlung gelegentlicher Betrachtungen und Bekenntnisse. Denn solche Äußerungen entspringen oft der flüchtigsten Stimmung und verbergen den Kern des Wesens leicht mehr als sie ihn enthüllen; auch neigen zu redseligem Bekenntnis oft flache Naturen, die nichts Rechtes zu sagen haben, während sich tieferen Geistern die Überzeugung in den Gehalt der Arbeit und das Heiligtum des Gemütes zurückzuziehen pflegt.

Was uns beschäftigen soll, ist nicht die Reflexion der Denker über das Leben, sondern das Leben selbst, seine Gestaltung in ihrer Gedankenwelt. Wir fragen, welches Licht ihre Arbeit auf das menschliche Dasein wirft, welchen Platz und welchen Inhalt sie ihm zuweist, wie sie Ergehen und Tun miteinander verschlingt, wir fragen mit Einem Worte nach dem hier gebotenen Charakter des Menschenlebens. Bei dieser Frage werden die Denker nicht nur ihre Überzeugungen in ein Ganzes zusammenfassen und ihre tiefste Seele eröffnen, sie werden auch besonders zugänglich und durchsichtig werden, sie können sich hier in schlichtester Einfalt geben

und zu jedem verständlich reden, der für solche Dinge ein Ohr hat. Mächtig zieht es hier jeden empfänglichen Geist in die Bewegung hinein; sollte nicht auch von der Kraft des Großen einiges auf ihn überströmen und zur Steigerung, Klärung, Veredlung des eigenen Strebens wirken?

Dabei brauchen wir keine Sorge darüber zu haben, ob in den großen Den kern alles Wesentliche und Wertvolle erscheine, was die menschliche Arbeit errungen hat. Bilden doch jene Denker die Seele des Ganzen. Denn es erfolgt echtes Schaffen, es erfolgt der Aufbau eines Reiches geistiger Inhalte und Güter nicht aus dem Durchschnittsleben heraus, sondern in weitem Abstand von ihm, in schroffem Gegensatz zum kleinemenschlichen Getriebe. Dieses verquickt alle geistige Betätigung viel zu sehr mit Fremdem und Niederm und zieht es in den Dienst kleinemenschlicher Zwecke, als daß hier reine Gestalten zusammenschießen, charaktervolle Gedankenbilder des Lebens aufleuchten könnten. Allezeit war nur wenigen zugleich die Größe der Gesinnung, die innere Freiheit, die schöpferische Kraft verliehen, um geistiges Schaffen als einen Selbstzweck zu üben, dem wirren Gemenge eine Einheit abzurufen, unter dem Zwange echten Schaffens die sichere und freudige Überlegenheit zu gewinnen, ohne die es keine Festigkeit der Gesinnung und kein Gelingen der Arbeit gibt. Das anerkennen heißt nicht die schöpferischen Geister von der geschichtlich-gesellschaftlichen Umgebung absondern. Denn auch das Größte hat seine Voraussetzungen und Bedingungen. Der Boden muß bereitet sein, die Zeit Fragen und Anregungen entgegenbringen, aufstrebende Kraft zum Dienste gewillt sein. Insofern erscheint das Große als die Vollendung seiner Zeit und der aufklärende Gedanke als eine Bekräftigung des Wollens der Gesamtheit. In Wahrheit hebt dabei das Große das Leben auf eine wesentlich höhere Stufe; es faßt nicht bloß vorhandene Elemente zusammen, sondern es vollzieht eine innere Umwandlung, eine Veredlung aller Darbietung der Zeit. Denn hier erst erfolgt eine Ablösung des Geistigen vom Bloßmenschlichen, des Ewigen vom Zeitlichen, hier erst kommt es zur Gestaltung eines bei sich selbst befindlichen und an sich selbst wertvollen Lebens wie zu allgemeingültiger und unvergänglicher Wahrheit. Was an Ewigem von der Zeit aus erreichbar ist, in dem Großen erst wird es erreicht und von der bloßen Zeit befreit, um nunmehr ein Besitz aller Zeiten zu werden. Gelten uns demnach die schöpferischen Geister als die

Brennpunkte des gesamten geistigen Lebens, in denen sich seine sonst vereinzelt Strahlen konzentrieren, um nach kräftiger Verstärkung als unverlöschliche Flamme in das Ganze zurückzuwirken, so dürfen wir getrost und gewiß sein, in ihrem Werk den Kern aller Leistung zu erfassen.

Was uns aber die einzelnen Denker wertvoll macht, das empfiehlt auch die Betrachtung ihres Neben- und Nacheinander. Die Vielheit der Gestalten bringt verschiedene Möglichkeiten menschlicher Lebensführung zu deutlicher Ausprägung und anschaulicher Nähe; die Gegensätze, zwischen denen sich unser Dasein bewegt, sind hier zu greifbarster Gestalt herausgearbeitet und vermögen sich damit gegenseitig zu beleuchten, sowie schärfer gegeneinander abzugrenzen. Die Folge der Zeiten aber verschlingt in wechselndem Gefüge Beharrendes und Veränderliches. Einmal erscheint aller Reichtum der Bildungen als die Entfaltung einer begrenzten Anzahl einfacher Typen, die auch bei starker Veränderung der Gesamtlage immer wiederkehren, wie Grundtöne durch alle Wandlung hindurchklingen. Zugleich aber gewahren wir ein unermüdliches Vordringen und vielfaches Neueinsetzen, weiter und weiter erschließt sich uns Leben und Welt, immer schwerere Probleme steigen auf, immer gewaltiger und erregter wird die Bewegung. Was dabei gewonnen wird, das kann keine allgemeine Erwägung vorwegnehmen, sondern nur die Untersuchung selbst erweisen. Nur das sei gesagt, daß, wenn die Geschichte der Philosophie sich zunächst wie ein Krieg aller gegen alle ausnimmt und die Helden in der Ausbildung ihrer Eigentümlichkeit einander weit mehr abzustoßen als anzuziehen scheinen, deshalb nicht an einem Zusammenhang des Ganzen und an einem Aufstieg der Bewegung verzweifelt zu werden braucht. Denn nur so lange steht unversöhnlich Behauptung gegen Behauptung, als die Systeme als fertige Größen gegeneinander gehalten werden und das Denken vom eigenen Vermögen alle Entscheidung erwartet. Von dieser dürftigen Fassung aber mag gerade die Versenkung in die Lebensanschauungen befreien. Denn sie zeigt uns, wie die Denkarbeit aus den Tiefen des Lebensprozesses schöpft und in seinen Notwendigkeiten ihre Richtung findet, wie sie nur die Erscheinung eines Ringens um Wahrheit und Glück, um ein geistiges Dasein bildet. In der größeren Weite dieses Lebensprozesses mag vieles einander ergänzen und fördern, was sich in der Zuspitzung zum Begriffe schroff entzweit, hier könnte ganz wohl eine Gesamt-

bewegung alle Scheidung umspannen und selbst den Kampf der Geister in eine Werkstatt fruchtbaren Schaffens verwandeln. Die großen Denker aber mögen, in dem Innersten ihres Strebens ergriffen, uns die Hauptphasen dieser Bewegung vorhalten, sie mögen uns von ferner Vergangenheit an die Schwelle der Gegenwart geleiten und uns, die Vergangenheit zu neuem Leben erweckend, das Ganze der menschlichen Arbeit zuführen, uns damit von der Gegenwart des bloßen Augenblicks in eine zeitüberlegene Gegenwart versetzen. Einer solchen weiteren und gehaltvolleren Gegenwart bedürfen wir heute besonders, wir bedürfen ihrer gegenüber der Hast des Tageslebens, gegenüber der Enge der Parteien, gegenüber der Verschiffenheit der umlaufenden Werte; nun wohl, so sei zum Kampf dagegen auch die Lebensarbeit der Denker herbeigerufen.

Aber in aller seiner Anziehungskraft hat das Unternehmen eigentümliche Schwierigkeiten. Kann es uns seinen Gegenstand nahe bringen, uns seelisch mit ihm verbinden, und zugleich die notwendige Sachlichkeit wahren? Sicherlich ist hier kein Platz für eine Objektivität, die alles eigene Urteil scheut und bei strenger Durchführung nur einzelne Daten aneinanderreihen dürfte, die nur deswegen ein leidliches Gesamtbild erreicht, weil sie unvermerkt die Lücken durch landläufige Schätzungen ausfüllt. Denn ein unablässiges Urteilen, ein Abstufen und Scheiden, ein Sichten und Sondern verlangt bei unserem Unternehmen schon die äußere Anlage, die stoffliche Auswahl, noch mehr aber bedarf es selbständiger Gedankenarbeit, um von der Vielheit der Äußerungen zur beherrschenden Einheit vorzudringen, am inneren Leben der großen Männer teilzugewinnen, in dem Neben- und Nacheinander ein Gesamtleben und eine fortlaufende Bewegung zu erkennen. Aber wer eine geistlose Objektivität verwirft, braucht damit nicht einer aufdringlichen Subjektivität zu verfallen. Nicht das kann die Aufgabe sein, den Gegenstand von draußen her zu beleuchten und ihn nur so weit zu entwickeln, als er eine fertige Überzeugung zu bestätigen scheint, denn das würde nicht in die Denker selbst, noch weniger in die innere Bewegung der Menschheit einführen, noch auch die Bereicherung des Gedankenkreises, die Erweiterung des Horizontes ergeben, wegen derer die Arbeit unternommen wird. So gilt es, indem wir uns den Denkern nähern, uns so weit zurückzuhalten, daß sie selbst sich aussprechen und ihre Überzeugung begründen können; ein Urteil

über sie werde nicht sowohl aus individueller Reflexion aufgedrängt, als aus anschaulicher Vorführung des Gegenstandes und aus seiner Wirkung in den weltgeschichtlichen Zusammenhängen gewonnen. Nichts sei eifriger erstrebt, als die Herstellung eines unmittelbaren Kontaktes zwischen dem Leser und den großen Denkern. Daß zugleich unsere Untersuchung eine selbständige Überzeugung in sich trägt, daß sie namentlich auf einer eigentümlichen Philosophie der Geschichte beruht, das wird jeder gewahren, dem solche Fragen vertraut sind.

Andere Verwicklungen bereitet das Verhältnis zur gelehrten Spezialforschung. An sich brauchen wir uns mit ihr nicht zu verfeinden. Denn nicht nur macht eben das Wachstum der Spezialforschung eine Ergänzung durch zusammenfassende Darstellungen erwünscht, diese Darstellungen können aus den Ergebnissen jener den reichsten Gewinn ziehen. Was sie sowohl durch die genauere Ermittlung des Verhältnisses der Denker zur geschichtlich-gesellschaftlichen Umgebung als durch geschickte Auflösung ihrer Arbeit in einzelne Fäden erreicht, das kann auch das Gesamtbild schärfer und anschaulicher machen. Erst dann wird ein Konflikt unvermeidlich, wenn die Spezialarbeit keine andere Aufgabe neben der ihrigen duldet, wenn sie mit ihren Mitteln den ganzen Denker verstehen, aus einer Summierung kleiner Kräfte das Große ableiten will. Es macht aber den Denker schließlich nichts anderes groß als die welt- und geschichtsüberlegene Ursprünglichkeit des Schaffens, die von innen her alles belebende und durchleuchtende Einheit; diese aber eröffnet sich nur einer nachschaffenden Intuition, nie der bloßen Gelehrsamkeit und Kritik. Ja es kann eine bloß gelehrte Beschäftigung uns den Gegenstand innerlich ferner rücken, indem sie sich mit anspruchsvollem Gebahren zwischen den Beschauer und die Sache schiebt und ihren Gesamteindruck zerstört. Lassen wir also nicht die Nebensache zur Hauptsache und das bloße Mittel zum Selbstzweck wachsen; hüten wir uns, über den Daten die Ideen zu verlieren und den Geist durch Urkunden ersetzen zu wollen.

So hat unsere Arbeit unter mannigfachen Verwahrungen und Bedenken ihren Weg zu suchen. Aber uns von ihr abschrecken und die Freude an ihr verkümmern sollen jene Schwierigkeiten nicht. Gegenüber allen Zweifeln behauptet die Betrachtung der Lebensanschauungen der großen Denker einen eigentümlichen Reiz und hoffentlich auch Wert. Aus der Arbeit jener Männer spricht zu

uns mit hinreißender Gewalt ein starkes Verlangen nach Wahrheit und Glück; aber zugleich haben die reifen Werke, zu denen sich dies Verlangen geklärt hat, eine zauberische Kraft der Beruhigung und der Befestigung; auch eine Abweichung der eigenen Überzeugung vermindert nicht die Freude an der siegreichen Macht ursprünglichen Schaffens und der durchdringenden Klarheit lichtvollen Gestaltens. Mit jenen großen Geistern führt uns das Reich der Bildung unablässig zusammen, unsere Arbeit ist ihnen durch tausend Fäden verwoben. Aber bei aller Beschäftigung bleiben sie uns oft in dem Ganzen ihres Wesens fremd, es fehlt ein warmes persönliches Verhältnis; die Göttergestalten des Pantheon, in das wir nur von draußen her blicken, verlassen nicht ihr erhabenes Piedestal, um unsere Mühen und Sorgen zu teilen; auch scheinen sie untereinander durch keine Gemeinschaft des Wirkens verbunden. Mit der Wendung zum Kern ihres Schaffens, mit dem Vordringen zu der seelischen Tiefe, wo ihnen die Arbeit zur Entfaltung und Behauptung des eigenen Wesens wird, muß sich das ändern; die kalten Gestalten gewinnen Leben und beginnen zu uns zu reden, ihr Schaffen zeigt sich von denselben Fragen bewegt, die über unser Wohl und Wehe entscheiden. Zugleich erscheint ein innerer Zusammenhang der Helden, sie alle erweisen sich als Arbeiter an einem gemeinsamen Werke: dem Aufbau einer geistigen Welt im Bereich des Menschen, dem Kampf um eine Seele und eine Vernunft unseres Daseins. So können nun alle Scheidewände fallen, wir aber in jenes Pantheon eintreten als in unsere eigene Welt, unser geistiges Heim.

---

## Erster Teil.

# Das Griechentum.



### A. Die Denker der klassischen Zeit.

#### 1. Vorbemerkungen über die griechische Art und Entwicklung.

Wenn wir die Darstellung der griechischen Denker mit einigen Bemerkungen über die griechische Art und Entwicklung einleiten möchten, so stehen uns die Schwierigkeiten deutlich vor Augen, die ein solches Unternehmen bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung hat. Die historische Denkweise mit ihrer Unbefangenheit, Weite und Beweglichkeit hat sich erst neuerdings dieses Gebietes bemächtigt und die ältere Art der Behandlung verdrängt. Gefallen ist die Orthodoxie des Klassizismus, welche das ganze Altertum in einen einzigen Kulturtypus zusammenfaßte und diesen stylisierten und idealisierten Typus den späteren Zeiten wie etwas Unerreichbares und Unantastbares vorhielt; gefallen ist der schroffe Gegensatz zwischen „Alten“ und „Neuen“ und zugleich die Neigung bei jenen vorhanden zu denken, was diese im eigenen Leben vermißten. Jener Klassizismus wurde zu eng, indem er das ganze griechische Leben an einen einzigen Höhepunkt band, zu starr, indem er diese Höhe weniger in ihrem Werden verstand, als wie ein wunderbares Werk des Geschickes anstaunte, er drohte auch gegen die schaffenden Individuen ungerecht zu werden, indem er ihre Leistung als einen bloßen Ausfluß einer gemeinsamen Volksart zu behandeln geneigt war und in manchem eine Wirkung dieser Volksart sah, was in Wahrheit eine in härtestem Kampf errungene Gegenwirkung ist. Auch der Betrachtung der Denker kann es nur frommen, wenn demgegenüber die historische Denkweise das Werden mit seinen Bedingungen und Hemmungen, die Fülle der Bildungen mit ihren

Gegensätzen und Kämpfen, die starken Wandlungen der Jahrhunderte, das Erscheinen vermeintlich moderner Elemente schon im Altertum vertritt, uns das Ganze damit durchsichtiger macht und die Starrheit einer absoluten Schätzung durch eine mehr relative ersetzt.

Aber andererseits wird unser Gegenstand auch von den Gefahren betroffen, die eine bloß historische Behandlung mit sich bringt. Ihr Verweilen bei der Fülle individueller Bildungen kann leicht das Suchen eines gemeinsamen Charakters zurückdrängen, ihr Verlangen, jeder Erscheinung gerecht zu werden, leicht Großes und Kleines als gleichwertig erscheinen lassen; ja eine ausschließliche Verfolgung dieser Betrachtungsweise kann Zweifel erwecken, ob eine Zeit über sich selbst eine Wirkung hinauszuerstrecken vermag, ob eine frühere Zeit einer späteren überhaupt etwas sein kann. Das aber würde den Bildungswert des Altertums vernichten, den wir doch nicht leichten Herzens preisgeben können. Jenem Relativismus setzen wir die Erwägung entgegen, daß wenn der frühere Begriff des Klassischen hinfällig ward, wir deshalb nicht auf jeden solchen Begriff zu verzichten brauchen. Denn überall da hat er ein gutes Recht, ja eine Notwendigkeit, wo durch die Zufälligkeit und Unzulänglichkeit des Menschen eine eigentümliche geistige Synthese, ein Typus des Geisteslebens hindurchscheint, und sich damit eine zeitlose Wahrheit eröffnet; ohne das wäre die ganze Geschichte ein wirres Gemenge und die Beschäftigung mit ihr für die höchsten Zwecke des Lebens ohne alle Frucht; bei den Griechen aber glauben wir durch die ganze Entwicklung hindurch solche Typen zu finden, mehr als bei irgendwelchem anderen Volke. Wir meinen ferner, daß wenn das Charakteristische eines solchen Kulturvolkes sich von einer zu engen Fassung zu befreien hat und einer reichen Fülle von Gestaltungen ihr Recht lassen muß, es damit noch nicht gänzlich zu verschwinden braucht, sondern sich nur ein Stück weiter zurückzuverlegen hat. Wie wir Deutschen im Ganzen unserer Geschichte eine gewisse geistige Art wirksam glauben, die, im Alltagsleben oft verborgen, an allen Höhepunkten deutlich hervorbricht, die Jahrhunderte zusammenhält, auch schroffe Gegensätze umspannt, so werden wir auch bei den Griechen nach gemeinsamen Zügen fragen dürfen, so gilt es auch bei ihnen, durch alle Mannigfaltigkeit, allen Wandel, allen Streit hindurch einen gemeinsamen Charakter aufzusuchen und von ihm aus das Einzelne zu würdigen. Von jenen Zügen seien hier nur einige angeführt, die für die Arbeit der Denker von besonderem

Belang sind. Wir vergessen dabei nicht, daß diese Züge nicht die ganze Breite des Lebens einnehmen, sondern sich deutlich nur auf der Höhe der geistigen Arbeit erweisen, daß sie nicht sowohl den einzelnen Individuen als der geistigen Art des Zusammenseins zukommen.

Nichts fällt bei den Griechen mehr ins Auge, als die Energie des Lebens, der Trieb zur Entfaltung aller Kräfte, die Lust am Wirken und Schaffen. Die Tätigkeit bedarf hier zur Empfehlung keines Lohnes, sie reizt und erfreut durch sich selbst. Sich tätig zu den Dingen zu verhalten, das war immer der Kern der griechischen Lebensweisheit. Aber in aller Beweglichkeit verläßt die Tätigkeit hier nicht den Boden einer vorhandenen Welt, sie vermißt sich nicht, aus ihrer eigenen Bewegung die Dinge zu schaffen, sondern sie beläßt diesen eine eigene Natur, strebt aber nach einer fruchtbaren Wechselwirkung, um sich an ihnen und sie durch sich zu bilden. Bei solcher Art ist die Tätigkeit nicht vornehmlich gegen sich selbst gekehrt und mit dem eigenen Befinden beschäftigt, sondern erst die Erfahrung und Verwicklung der Arbeit wirft sie auf sich selbst zurück, und auch dann strebt sie rasch nach einer neuen Welt, um wieder an einer Weite und Wahrheit der Dinge teilzugewinnen. Daher findet sich hier kein dumpfes Grübeln, kein traumhaftes Weben eines abgelösten Gefühles, die Stimmung folgt und entspricht der Tätigkeit. Verbindet uns aber das Wirken so eng mit den Dingen, so können sie uns fördern, und unsere geistige Art wird auf sie überströmen. Die griechische Denkweise beseelt ihre Umgebung, überallhin wirft sie einen Abglanz menschlichen Lebens. Da sie aber die Eigentümlichkeit der Dinge nicht unterdrückt, so wirken sie auf jenes Leben zur Bildung, Klärung, Veredlung zurück. Daher ist das Personifizieren der Umgebung bei den Griechen ungleich vornehmer und fruchtbarer als bei den anderen Völkern; das Menschliche empfängt durch die Spiegelung im All eine Läuterung und erwächst damit der Roheit der Anfänge.

Zugleich wird die Tätigkeit die beste Wehr und Waffe in den Gefahren und Nöten des Daseins. Den Schicksalen gegenüber drängt es den Griechen zur Aktivität, er sucht zur Aufbietung eigener Kraft zu gelangen und möglichst auch dem Leide eine Vernunft abzurufen. Der Kampf des Lebens wird mutig aufgenommen, in solchem Kampfe entfaltet der Mensch seine Kraft, ja gewinnt er eine weltüberlegene Größe. Das bedeutet kein

Leichtnehmen des Dunkeln und Bösen, keinen flachen Optimismus. Die Zweifel, Sorgen und Leiden des menschlichen Daseins haben die Griechen unablässig beschäftigt; um den Widerständen gewachsen zu sein, hat das Griechentum immer mehr an den Dingen und an sich selbst zu verändern gehabt, es hat sich immer mehr auf eine reine Innerlichkeit zurückziehen müssen, um einen Stand der Tätigkeit zu erreichen. Aber es hat den Weg dahin gefunden, solange es sich selbst erhielt, es hat aus einem solchen tätigen Benehmen immer neuen Mut geschöpft und auch bei wachsender Verdunklung der sichtbaren Welt eine Vernunft des Ganzen behauptet. Daher dürfen wir nicht die Griechen für Pessimisten erklären und den Unterschied zwischen griechischer und indischer Art verwischen. Denn Pessimist ist nicht schon, wer das Leid des Lebens tief empfindet, sondern nur, wer sich ihm ergibt und ihm gegenüber das Streben einstellt. Das aber haben die Griechen nie getan.

Wie hier der Mensch in der Tätigkeit seinen Halt findet, so strömt auch in seine Schöpfungen Leben und Tätigkeit. Als Lebewesen, als beseelte Individuen erscheinen hier die menschlichen Gemeinschaften, vornehmlich der heimatliche Staat; auch für die Werke der griechischen Kunst ist nichts bezeichnender als das Durchdrungensein von seelischer Bewegung. Bis in die kleinsten Elemente reicht solche Beseelung, auch das sonst Starre und Tote zeigt hier einen Pulsschlag inneren Lebens.

Schon jene freundliche Stellung der Tätigkeit zu den Dingen läßt erwarten, daß sie dem Reichtum der Wirklichkeit gerecht wird und zugleich sich selbst zu großer Mannigfaltigkeit entfaltet. In Wahrheit sehen wir die Kulturarbeit mit wunderbarer Universalität alle Gebiete ergreifen, die Erfahrungen eines jeden durchkosten, aller Besonderheit ihr Recht gewähren. Bewegungen, die einander sonst ausschließen, werden hier mit gleicher Kraft und Liebe aufgenommen; alle Hauptrichtungen der späteren Kulturentwicklung bis in die Gegenwart hinein sind hier im Keime vorhanden. Wer das bestreitet und den Griechen etwa in der Religion oder im Recht, in der strengen Wissenschaft oder im technischen Erfinden eine Größe abspricht, der mißt entweder ihre Leistungen nach fremdem Maßstabe, oder er hält sich an eine einzige, allein als klassisch gefeierte Epoche. Namentlich verweilt die Betrachtung der Neueren oft zu ausschließlich bei dem, was das Größte sein mag, was aber keineswegs das Einzige ist: bei der Kraft der Synthese, dem künstlerischen Bilden zum

Ganzen. Daß die Griechen auch in nüchterner Beobachtung, scharfsinniger Analyse, auflösender Reflexion stark waren, das gehört nicht minder zum Gesamtbild ihres Wesens.

Bei solcher Weite wird die Arbeit des Ganzen nicht durch die besondere Natur eines einzelnen Gebietes bedrückt und beengt, sondern sie ist frei und offen genug, um von allen Seiten aufzunehmen; sie kann bedeutende Erfahrungen machen und durch sie fortschreiten. Diese Elastizität macht eine gehaltvolle Geschichte möglich, es können sich eingreifende Wendungen vollziehen ohne einen schroffen Bruch mit der eigenen Art und eine Aufhebung alles Zusammenhangs. Nichts schied den Griechen in seiner eigenen Überzeugung so sehr von den Barbaren als die Weite und Freiheit seines Lebens gegenüber der Starrheit und Befangenheit jener.

Zur Freiheit gesellt sich geschwisterlich die Klarheit. Was immer den Menschen berührt und bewegt, was ihm von außen zufällt, und was von innen aufsteigt: es soll zur vollen Durchsichtigkeit gelangen. Erst wenn es alle Dunkelheit des Anfanges abgelegt hat und sonnenhell vor unserem Auge steht, gilt es als unserem Leben einverleibt und von unserer Tätigkeit angeeignet.

Es spaltet sich aber dieses Streben in zwei Bewegungen, die einander ergänzen und bekämpfen, suchen und fliehen: eine wissenschaftliche und eine künstlerische, eine logische und eine plastische.

Einmal ein eifriger Drang zu begreifen und zu verstehen, mit kraftvollem Denken alles Dunkel zu verscheuchen. Hier gilt es, die vorgefundene Zerstreuung zu überwinden, alle Erscheinungen zu verketten, die verschiedenen Lebensäußerungen auf einen gemeinsamen Grund zurückzuführen, aus allem Wechsel und Wandel beharrende Größen herauszusehen. Ein solches Streben beginnt lange vor der Wissenschaft, schon die ältesten literarischen Schöpfungen enthalten, wenn auch verschleiert, den Gedanken einer allgemeinen Ordnung der Dinge, eine Abweisung vager und blinder Willkür. Jenes Streben kann sich aber nicht weiterentwickeln und zur Wissenschaft steigern, ohne daß sich das Weltbild vom Sichtbaren ins Unsichtbare verschiebt; ja das Denken wird im Wachstum seiner Selbständigkeit stark genug, lediglich seiner eigenen Notwendigkeit zu vertrauen und seiner Forderung eines echten Seins die ganze sinnliche Welt aufzuopfern, sie zur Erscheinung, zum bloßen Schein herabzusetzen. So werden die Griechen die Schöpfer der Metaphysik, weit über die Schulwissenschaft hinaus ist ein metaphysischer

Zug ihrer Arbeit eingepflanzt, Weltgedanken erfüllen ihr Leben und Schaffen. Auch im eigenen Seelenleben drängt es sie zwingend zur Klarheit und Bewußtheit; was nicht Grund und Rechenschaft ablegen kann, gilt als minderwertig, ein deutliches Wissen soll alles Handeln begleiten und durchdringen. Ja, es wird die Einsicht zur tiefsten Seele des Lebens, an rechter Erkenntnis scheint alles Gute zu hängen, das Böse aber wird ein intellektuelles Verfehlen, ein Irregehen im Urteil.

Aber der Ausschließlichkeit des Denkens und der Verwandlung des Daseins in bloße Begriffe widersteht kräftig ein Zug zur sinnlichen Anschauung und künstlerischen Gestaltung. Der Grieche will nicht bloß begreifen, er will auch schauen, er will das Bild als Ganzes vor sich sehen und in sinnlicher Gegenwart festhalten; zum strengen Denken gesellt sich die leichtbeflügelte Phantasie, auch sie auf der Höhe des griechischen Schaffens nicht ohne Gesetz, vielmehr unverwandt auf Maß, Ordnung, Harmonie gerichtet. Hier drängt alles zur vollausgeprägten Gestalt und zu festem Stile, alle Bildung wird nach draußen hin abgegrenzt und in sich selbst abgestuft, alle Verhältnisse werden abgewogen und festgelegt, alles Einzelne empfängt eine Grenze, indem es eine Grenze setzt. Die Ausbreitung dieses Wirkens über die Welt verwandelt das anfängliche Chaos in einen Kosmos, sie vertreibt alles Ungeschlachte und Fratzenhafte. Im besonderen will hier das Auge wohlthätig berührt sein, erst sein Schauen eröffnet den vollen Glanz der Schönheit und führt auf die Höhe des Lebens. Eine solche Gesinnung duldet keine Kluft zwischen Innerem und Äußerem, ihr genügt nicht eine traumhafte Ahnung oder symbolische Andeutung, ihr ist die Darstellung nicht eine nachträgliche Zutat, sondern die unentbehrliche Vollendung des Wesens. Dies Verlangen nach Anschauung führt die Arbeit immer wieder zur unmittelbaren Welt zurück und hält sie bei ihr fest; die Vielheit der Dinge, die dem Denken vor der begehrten Einheit zu verschwinden droht, behauptet hier ein unangreifbares Recht; als freundliche Zwillingschwester gesellt sich zur strengen Wahrheit die Schönheit. Die Verbindung beider, die plastische Gestaltung geistiger Kräfte, bildet die Höhe der griechischen Arbeit. Auf dieser wird das Streben zur Wahrheit sicher davor behütet, sich von der Welt abzulösen und ins Unermeßliche, Pfadlose zu verlieren, das künstlerische Bilden aber entwickelt einen geistigen Gehalt und sinkt nicht zu bloßem Reiz und Genuß. Durch solche Wechselwirkung empfängt

das Ganze eine innere Bewegung, ein unermüdliches Leben, eine unversieglige Frische.

Schon diese wenigen Züge erweisen eine ganz und gar eigentümliche Art, sie umfaßt auch die Arbeit der Philosophen und die Bildung von Lebensanschauungen. Es erscheinen aber durchgebildete Lebensanschauungen philosophischer Prägung, wie sie uns hier beschäftigen sollen, erst spät, und als sie erscheinen, ist ein tüchtiges Stück geistiger Arbeit, innerer Befreiung schon getan. Das Werden und Wachsen des Neuen näher zu verfolgen, verhindert leider das Dunkel, das über den inneren Bewegungen des 8. und 7. Jahrhunderts liegt, aber im 6. ist jenes schon deutlich entfaltet, und im 5. ist sein Sieg entschieden. Alle Hauptgebiete hat nun der Geist der Befreiung und Vertiefung ergriffen.

So zunächst die Religion. Wohl bleiben die alten Götter in Ehren, aber ihr überkommenes Bild erfährt eine scharfe Kritik. Anstoß und Zorn erregt, was an ihm geläuterten sittlichen Begriffen widerspricht; ein offener Kampf wird nicht gescheut, aber auch in leiserer Art, vielleicht kaum bemerkt, vollzieht sich eine Verschiebung ins Geistige und Ethische. Zugleich wird mehr Einheit verlangt; so wenig die Vielheit der Göttergestalten verschwindet, sie ist kein bloßes Nebeneinander mehr, durch alle Mannigfaltigkeit schimmert Ein göttliches Sein hindurch. Zugleich erscheinen Keime neuer Entwicklungen, Entwicklungen nach verschiedener, ja widerstreitender Richtung. Von der Forschung her ein pantheistischer Zug, die Überzeugung von einem allumfassenden Leben, einer unpersönlichen Gottheit, aus der auch die Seele des Menschen stammt, und zu der sie nach vollbrachtem Lebenslauf zurückkehren wird. Aus einer tieferen Empfindung der Ungerechtigkeit irdischer Dinge und aus der Sorge um das eigene Glück und Heil hingegen ein Aufstreben über das unmittelbare Dasein, eine Ablösung der Seele vom Körper, der Glaube an eine persönliche Unsterblichkeit und die Hoffnung eines besseren Jenseits. So in den Kreisen der Orphiker und der Pythagoreer.

Zugleich hatte auch das ethische Leben eine größere Selbständigkeit und Innerlichkeit gewonnen, im besonderen war die Idee des sittlichen Maßes zur Macht gelangt und gab der Gesinnung einen Halt, dem Handeln eine Norm. Förderlich wirkt auf das ethische Gebiet und überhaupt zur Vertiefung des Seelenlebens die Poesie, weit über die Reflexion der Spruchdichter hinaus. Die Wendung

zur Lyrik erzeugt ein reiches Gefühlsleben und steigert das Bewußtsein des Subjekts; die Liebe, der Eros, findet einen Ausdruck in der bildenden Kunst wie in der Dichtung. Je innerlicher und bewegter aber das Leben wird, desto schwerer werden die Probleme, desto tiefer die Empfindung der Widersprüche des menschlichen Daseins. Das Drama ergreift mutig diese Probleme und zieht in seiner Weise die Summe des menschlichen Schicksals. Bevor die Philosophie dem Leben einen Halt gab, waren die Dichter die Lehrmeister der Weisheit, ein Mittelglied zwischen der alten Überlieferung und der Gedankenwelt der Zukunft.

Auch die Wandlungen im Staatsleben wirken auf das Gesamtfinden des Menschen. Das Wachstum der Demokratie beruft die Individuen zur Aufbietung und Nutzung aller Kräfte, es vermehren sich die gegenseitigen Berührungen, es beschleunigt sich der Lebensprozeß. Nicht mehr läßt sich jetzt die überlieferte Ordnung wie selbstverständlich hinnehmen, die Gesetze werden gesammelt und zugleich bearbeitet, dabei erwachen allgemeine Probleme, man beginnt nach der Vernunft des Bestehenden zu fragen, die Einrichtungen anderer Staaten zu vergleichen, mit der Theorie neue Wege zu bahnen. So gerät vieles in Fluß, und der kritischen Erörterung eröffnet sich ein freier Raum. Zugleich erweitert sich auch äußerlich das Leben durch den Aufschwung von Handel und Verkehr, namentlich aber durch die Anlegung von Kolonien, welche kraft der Berührung mit fremden Kulturen auch geistig vordringen. Es ist kein Zufall, daß die Anfänge der Philosophie in den Kolonien liegen.

Mit der Art des Lebens verändert sich auch der Anblick der Welt. Die Philosophie, die bei den Griechen nicht vom Menschen und seinem Glück, sondern vom All beginnt, will die Welt aus ihren eigenen Zusammenhängen, auf natürliche Art verstehen, sie dringt auf eine beharrende Substanz oder auf feste Maßverhältnisse; sie muß mit dem ersten Eindruck brechen und das Anschauungsbild zerstören, aber mit einem sicheren Zuge für das Wesentliche baut sie die Welt wieder auf, in Entwürfen, deren geniale Einfalt immer von neuem zur Bewunderung zwingt. Weniger ein direkter Angriff als die Ausbildung einer wissenschaftlichen Überzeugung überwindet endgültig die mythologische Ansicht.

Dem Streben nach einem eigenen Zusammenhange der Dinge dient weiter die Astronomie. Indem sie in den Bewegungen der

Gestirne Beständigkeit und Gesetzlichkeit aufweist, im Weltbau feste Ordnungen entdeckt und das Ganze in einen Kosmos zusammenschließt, muß auch das Göttliche alle Willkür ablegen und ein Gesetz anerkennen. Deutlicher als alle wundersamen Eingriffe es könnten, verkündet die eigene Ordnung und Harmonie der Dinge eine Weltvernunft. — Daß aber eine solche Vernunft nicht nur im Großen waltet, sondern mit Zahl und Maß auch in das Kleine, anscheinend Unfaßbare hineinreicht, das zeigt in überraschender Weise die Entdeckung der mathematischen Tonverhältnisse. — Einen starken Einfluß auf die Weltanschauung übt auch die Medizin. Nicht nur auf ihrem eigenen Gebiet wird sie durch die Beobachtung des Menschen zu einer genaueren Ermittlung der ursachlichen Zusammenhänge getrieben, sie schärft überhaupt die kausalen Begriffe, sie enthüllt die enge Verbindung des Menschen mit der Natur, sie erkennt in ihm ein Abbild des Alls, den Mikrokosmos, der alle Hauptsäfte und -kräfte der großen Welt in sich trägt.

Endlich erhält auch das eigene Leben und Tun der Menschheit das Licht einer objektiven Betrachtung. Die Geschichtsschreibung hat kaum ihre Selbständigkeit gefunden, als sie auch einen kritischen Geist entfaltet, an den Überlieferungen sondert und sichtet, in der Beurteilung unserer Schicksale das Übernatürliche mindert und zurückdrängt. Mögen dabei die Autoren persönlich eine fromme Scheu vor den unsichtbaren Mächten bewahren, der Zug der Arbeit geht dahin, die Erlebnisse aus der Verkettung von Ursache und Wirkung zu verstehen und das Schicksal an die eigene Tat zu knüpfen.

Die gleichzeitige Entwicklung aller dieser Bewegungen bietet ein wundervolles Schauspiel, wie es die Geschichte an keiner anderen Stelle aufweist. Mit unvergleichlicher Kraft und Frische erfolgt ein sicheres Aufsteigen von traumhafter Befangenheit und kindlicher Gebundenheit zu einem wachen, freien, männlichen Lebensstande; immer selbständiger wird das Innere, immer mehr weicht die Enge bloßmenschlicher Art einem Leben mit dem All. In solchen Wandlungen regt und hebt sich das Kraftgefühl des Menschen, ausgeprägte Individuen erscheinen und verfechten ihre Eigentümlichkeit, eine geistige Unruhe ergreift die Welt. Allgemeine Probleme brechen hervor und beherrschen das Denken, überall ein Drang nach Klärung, Begründung, geistiger Aneignung, ein starkes Wachstum intellektueller Arbeit und allgemeiner Bildung.

Aber alles Aufsteigen des Neuen und alles Versinken des Alten ergibt zunächst keinen schroffen Bruch, keine völlige Umwälzung. Im Erstarken des eigenen Vermögens hat sich der Mensch noch nicht von den Dingen losgerissen und ihnen schroff entgegengestellt, er hat die gemeinsamen Ordnungen noch nicht abgeschüttelt. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo das Subjekt sich allein auf seine eigene Kraft stellt und keck allem Nicht-Ich Trotz bietet.

Aber diese Zeit mußte kommen, und sie kam. Die Kräftigung des Subjekts, welche jede geistige Bewegung großen Stils vollzieht, wird schließlich in erregbaren und beweglichen Geistern das Gefühl unbedingter Überlegenheit, voller Selbstherrlichkeit erzeugen; mit solcher Wendung wird die geistige Befreiung zur Aufklärung, und diese muß sich, solange ein Gegengewicht fehlt, immer radikaler gestalten. Das Denken wird zu freischwebender Reflexion, die nichts anerkennt, was nicht in ihr Raisonement aufgeht; es wird damit eine Macht der Auflösung und Verflüchtigung, es wird vornehmlich ein Todfeind der geschichtlichen Überlieferung. Denn was immer von alter Übung und Sitte es vor sein Forum zieht, das ist schon durch die Ladung gerichtet und verdammt. Entspricht diesem Zerstören kein Aufbauen, so muß das Leben immer mehr ins Leere geraten und einer Krise zutreiben.

Solche Wendung zu einer radikalen Aufklärung bringen den Griechen die Sophisten. Ihre zutreffende Würdigung ist schon deshalb schwer, weil ihr Bild uns vornehmlich durch ihren schroffsten Gegner überliefert ist und die von diesem gezogenen Folgerungen leicht als ihre eigenen Behauptungen erscheinen. Vor allem waren die Sophisten nicht Theoretiker, reine Philosophen, sondern Lehrer, Lehrer aller Geschicklichkeit für das praktische Leben, für das Handeln wie das Reden. Sie wollten ihre Schüler tauglich machen, in der Gesellschaft etwas zu leisten und zu erreichen, sie wollten sie namentlich durch Ausbildung rhetorischer und dialektischer Gewandtheit anderen Menschen überlegen machen. Das alles entsprach einem Bedürfnis der Zeit und hat zur Erweckung und Bildung der Geister gedient. Aber mit dem Schätzbaren verschlang sich eng Problematisches, ja Verwerfliches. Denn alles Wirken hier trägt in sich die Überzeugung, daß es keine sachliche Wahrheit gibt und uns keinerlei überlegene Ordnungen binden, sondern alles auf der Meinung und Neigung des Menschen steht. So ward der Mensch zum „Maß aller Dinge“. Dieses Wort läßt sich

verschieden deuten und wohl auch als ein Ausdruck tiefer Weisheit verstehen. Aber in jenen Zusammenhängen, wo zwischen Zufälligem und Wesentlichem im Menschen noch nicht geschieden war, und sich ein Begriff der Menschheit von ihrer unmittelbaren Erscheinung in den Individuen noch nicht abgehoben hatte, besagte es einen Verzicht auf alle allgemeingültigen Normen, eine Preisgebung der Wahrheit an das jeweilige Belieben und die schwankenden Neigungen der Menschen. Je nach dem Standort, dem Gesichtspunkt, wie es heute heißt, läßt sich alles so oder so wenden, so oder so beurteilen, läßt sich was als Recht erscheint, auch als Unrecht darstellen und umgekehrt, läßt sich nach Lage und Laune jeder Sache zum Siege verhelfen. So verwandelt sich das Leben mehr und mehr in Nutzen, Genuß, ja Spiel des bloßen Subjekts, das Individuum kennt keine Schranke und keine Scheu, der Kraftmensch verspottet alle Ordnungen als bloße Satzungen, als eine Erfindung der Schwachen, denen er die Gewalt und den Vorteil des Stärkeren als das wahre Naturrecht entgegenhält. So weicht das Gute dem Nützlichen, alle Schätzung wird relativ, nirgends findet die Überzeugung einen sicheren Halt, nirgends das Handeln ein Ziel, das den Menschen über sich hinaushebt und ihm Ehrfurcht gebietet. Gewiß hat auch ein solcher Relativismus ein Recht, es muß sich jede Überzeugung irgend mit ihm abfinden. Zur alleinigen Herrschaft erhoben aber wird er zum Todfeind alles Großen und Wahren. Seine Dialektik muß alsdann alles Feste zersetzen, sein geistreiches Spiel allen Ernst des Lebens zerstören und alle Tiefe verschließen; alles subjektive Kraftgefühl, alles Gerede von Kraft verdeckt immer weniger den Mangel an echter Kraft, die Hohlheit dieses ganzen Getriebes. Schließlich endet solches bewegliche und witzige Treiben in Frivolität. Nichts aber erträgt die Menschheit auf die Dauer weniger als eine frivole Behandlung der Hauptfragen ihres Glückes und ihrer geistigen Existenz.

Aber die Sophisten sind leichter zu tadeln als zu überwinden. Die Befreiung des Subjekts läßt sich nicht einfach zurücknehmen, sie hat die Überzeugungskraft aller bloßen Autorität und Überlieferung endgültig zerstört. Eine Überwindung ist nur durch eine innere Weiterbildung des Lebens möglich, nur dadurch, daß das Subjekt in sich selbst neue Zusammenhänge und neue Ordnungen entdeckt, daß in seiner eigenen Seele eine Welt aufsteigt, die den Menschen von der Willkür befreit und in sich selbst befestigt. Daß

die Arbeit der griechischen Philosophie dies vollbracht hat, das ist ihr größtes Verdienst, und das bedeutet zugleich die Höhe ihrer Entwicklung.

Die Bewegung kommt in Fluß durch Sokrates. Die Art seines Wirkens ist äußerlich den Sophisten so verwandt, daß das Urteil vieler Zeitgenossen ihn damit einfach zusammenwarf. Auch er wirkt als Lehrer und will die Jugend für das Leben bilden, auch er reflektiert und rasonniert, auch er will alles vor der Vernunft begründet haben, auch ihm wird der Mensch zur Hauptsache; so scheint er ein Aufklärer wie die anderen. Aber er erreicht einen festen Punkt, von dem aus sich ihm alles Denken und Leben umgestaltet. Ihm eröffnet sich die Einsicht in den tiefen Unterschied zwischen den Meinungen der Menschen mit ihrer bunten Verschiedenheit wie ihrem unablässigen Wechsel und dem wissenschaftlichen Denken mit seinen Begriffen. In diesen Begriffen erscheint etwas Festes, Unwandelbares, Allgemeingültiges, das eine zwingende Kraft übt und alle Willkür austreibt. Das ganze Leben verwandelt sich damit in eine Aufgabe. Denn nun gilt es durch Aufdeckung und Klärung der Begriffe den Gesamtbefund unseres Daseins auf seine Haltbarkeit zu prüfen, allen Schein auszutreiben, alles Leben und Tun ins Wahre zu heben. Dabei erreicht Sokrates kein geschlossenes System, seine Arbeit bleibt ein Suchen, ein unermüdliches Suchen. Wohl bildet er zur Auffindung und Erläuterung des Begriffes eigentümliche Methoden, aber sie anzuwenden vermag er nicht für sich allein, sondern nur im Verkehr mit anderen Menschen, in geordneter Rede und Gegenrede; so wird sein Wirken und Leben ein unablässiger Dialog. Er kann aber den Menschen nahe bleiben, weil sein Denken vornehmlich dem praktischen und sittlichen Leben zugewandt ist. Mit der Begründung dieses Lebens auf die vernünftige Einsicht wird das Gute über alle bloße Meinung hinausgehoben und ein neuer Begriff der Tugend gewonnen. Die Hauptsache bildet jetzt nicht die Leistung nach außen und der Erfolg in der Gesellschaft, sondern die Übereinstimmung mit sich selbst, die Gesundheit und Harmonie der Seele. Das Innenleben erhält eine Selbständigkeit und einen Selbstwert; so ganz ist es in sich selbst vertieft und mit sich selbst befaßt, daß alle Fragen des äußeren Geschickes dagegen verblassen. Dabei behält die Ausführung viel Unfertiges, auch manches Kleinere und Flachere, was dem Hauptzuge des Strebens widerspricht. Aber die Wendung zur

Selbständigkeit des Innenwesens, die Freilegung des Innenlebens bleibt in voller Kraft, und alles Unfertige wie Unausgeglichene verschwindet vor der Treue und dem Ernst dieser Lebensarbeit, namentlich aber vor dem heroischen Tode, der diese Arbeit besiegelte. Ein sicherer Grundstein war damit gelegt, eine neue Bahn eröffnet, auf der nun rasch — in Plato — die griechische Lebensanschauung ihre philosophische Höhe erreichte.

## 2. Plato.

### a. Einleitendes.

Platos Lebensanschauung zu zeichnen bildet wohl die schwerste Aufgabe unserer ganzen Untersuchung. Vornehmlich deshalb, weil die unvergleichliche Persönlichkeit, deren Erscheinung seine Werke bilden, grundverschiedene Antriebe, ja schroffe Gegensätze umfaßt. Plato ist an erster Stelle der königliche Denker, der durch allen Schein hindurch und über alles Bild hinaus siegreich zu einem unsinnlichen Wesen der Dinge vordringt, dabei Welten gegen Welten hält, die starrsten Massen wie in leichtem Spiel bewegt, die härtesten Gegensätze mit überlegenem Vermögen in Fluß bringt. Dieser Denker ist aber zugleich ein Künstler von Gottes Gnaden, den es überall zum Gestalten und Schauen drängt, dessen hochgestimmte Phantasie alles Gedankenwerk mit glanzvollen Bildern umrankt, ja durchwebt, dem das Denken selbst zum Schaffen wird. In das Dichten und Denken aber ergießt Plato eine kraftvolle moralische Persönlichkeit und läßt sie alles prüfen und läutern; nur das gilt als echt und wertvoll, was das Ganze der Seele fördert, indem es befestigt, reinigt, veredelt. „Alles Gold über der Erde und unter der Erde wiegt die Tugend nicht auf.“ Das Bewußtsein von unsichtbaren Zusammenhängen und schweren Verantwortungen gibt aller Arbeit einen tiefen Ernst, ja eine geheimnisvolle Weihe. Auch die Bewegungen der Zeit zur Verinnerlichung der Religion wirken hieher und erscheinen in der Stimmung wie in der Sprache.

Daß in dem Lebenswerk des Mannes so verschiedene Antriebe zusammentreffen und sich gegenseitig steigern, das gibt diesem Werk eine einzigartige Größe. Aber es erzeugt auch Verwicklungen, die schwerlich ganz zu lösen sind. Jeder einzelne Zug ist viel zu selbständig, um nicht oft mit den anderen zusammenzustoßen, mannig-

Selbständigkeit des Innenwesens, die Freilegung des Innenlebens bleibt in voller Kraft, und alles Unfertige wie Unausgeglichene verschwindet vor der Treue und dem Ernst dieser Lebensarbeit, namentlich aber vor dem heroischen Tode, der diese Arbeit besiegelte. Ein sicherer Grundstein war damit gelegt, eine neue Bahn eröffnet, auf der nun rasch — in Plato — die griechische Lebensanschauung ihre philosophische Höhe erreichte.

## 2. Plato.

### a. Einleitendes.

Platos Lebensanschauung zu zeichnen bildet wohl die schwerste Aufgabe unserer ganzen Untersuchung. Vornehmlich deshalb, weil die unvergleichliche Persönlichkeit, deren Erscheinung seine Werke bilden, grundverschiedene Antriebe, ja schroffe Gegensätze umfaßt. Plato ist an erster Stelle der königliche Denker, der durch allen Schein hindurch und über alles Bild hinaus siegreich zu einem unsinnlichen Wesen der Dinge vordringt, dabei Welten gegen Welten hält, die starrsten Massen wie in leichtem Spiel bewegt, die härtesten Gegensätze mit überlegenem Vermögen in Fluß bringt. Dieser Denker ist aber zugleich ein Künstler von Gottes Gnaden, den es überall zum Gestalten und Schauen drängt, dessen hochgestimmte Phantasie alles Gedankenwerk mit glanzvollen Bildern umrankt, ja durchwebt, dem das Denken selbst zum Schaffen wird. In das Dichten und Denken aber ergießt Plato eine kraftvolle moralische Persönlichkeit und läßt sie alles prüfen und läutern; nur das gilt als echt und wertvoll, was das Ganze der Seele fördert, indem es befestigt, reinigt, veredelt. „Alles Gold über der Erde und unter der Erde wiegt die Tugend nicht auf.“ Das Bewußtsein von unsichtbaren Zusammenhängen und schweren Verantwortungen gibt aller Arbeit einen tiefen Ernst, ja eine geheimnisvolle Weihe. Auch die Bewegungen der Zeit zur Verinnerlichung der Religion wirken hieher und erscheinen in der Stimmung wie in der Sprache.

Daß in dem Lebenswerk des Mannes so verschiedene Antriebe zusammentreffen und sich gegenseitig steigern, das gibt diesem Werk eine einzigartige Größe. Aber es erzeugt auch Verwicklungen, die schwerlich ganz zu lösen sind. Jeder einzelne Zug ist viel zu selbständig, um nicht oft mit den anderen zusammenzustoßen, mannig-

fache Hemmungen und Durchkreuzungen entstehen und ziehen das Ganze bald mehr nach dieser, bald nach jener Richtung.

Bei solcher Mannigfaltigkeit der Bewegungen wird besonders peinlich das Dunkel, das über der Reihenfolge der platonischen Schriften und über der inneren Geschichte des Mannes liegt. Wohl heben sich gewisse Hauptphasen deutlich genug heraus; wo sich aber die einzelnen Abschnitte und Übergänge befinden, was zu den verschiedenen Zeiten die Haupttriebkraft der Bewegung war, auch was für den Denker selbst den Abschluß seiner langen Lebensarbeit bildete, das alles ist trotz unsäglicher Mühe der gelehrten Forschung noch immer so wenig zu überzeugender Klarheit gebracht, daß ohne gewagte Vermutungen dabei nicht auszukommen ist; solche aber muß unsere Darstellung vermeiden. So soll sie sich vornehmlich an die Werke halten, welche Plato als den Schöpfer und Vorkämpfer der Ideenlehre zeigen. Denn in ihr erreicht er seine größte Selbständigkeit, und mit ihr hat er am tiefsten auf die Menschheit gewirkt.

#### b. Die Ideenlehre.

Platos Streben entspringt aus einer tiefen Unzufriedenheit, ja völligen Zerworfenheit mit der gesellschaftlichen Umgebung. Es ist zunächst die athenische Demokratie, die seinen Zorn erregt, das Verhalten der „Vielen“, die ohne Ernst und ohne Einsicht nach schwankender Lust und Laune über die wichtigsten Dinge befinden und durch ihre lärmenden Massenwirkungen die in der Bildung begriffenen Seelen den wahren Zielen entfremden. Aber dem Philosophen verwandelt sich die Not seiner Zeit und seines Kreises in ein Problem aller Orte und aller Zeiten. Jegliches menschliche Tun, das sich selbst genügen will und eine Verbindung mit überlegenen Ordnungen ablehnt, wird ihm klein und unzulänglich; vom flüchtigen Schein beherrscht kann es nicht mehr bieten als einen Schein der Tugend und des Glückes, den namentlich seine Selbstgefälligkeit widerwärtig macht. So reißt der Denker sich vom bloßen Menschen los und flüchtet zum All, von dem Treiben des Alltages mit seinem Neid und Haß heißt er uns zu den urewigen, von aller Ungerechtigkeit freien Ordnungen aufschauen, die der Anblick des Firmaments unablässig vor Augen stellt; die Verbindung mit ihnen wird unser Leben weiter und wahrer, reiner und beständiger machen.

So ein Streben über den Menschen hinaus, eine Wendung von einer sozialen zu einer kosmischen Lebensführung.

Aber dies neue Leben stößt sofort auf ein scheinbar unüberwindliches Hemmnis. Die sinnliche Welt war durch die Arbeit der Wissenschaft erschüttert und zersetzt, namentlich war ihre unablässige Veränderung, war der regellose Fluß der Dinge viel zu deutlich erkannt, als daß sie dem Leben und Streben einen sicheren Halt bieten könnte. Bildet das Reich der Sinne die einzige Welt, so verheißt die Wendung zum All dem Leben keine Befestigung. Aber kann neben ihm, über ihm nicht noch eine andere Wirklichkeit bestehen? Sokrates' Lehre vom Denken und von den Begriffen hatte einen Ausblick darauf eröffnet. In den Begriffen war gegenüber den schwankenden Meinungen etwas Beharrendes und Allgemein-gültiges erkannt, für Sokrates freilich nur innerhalb unseres Gedankenkreises. Plato aber, seiner Gesamtart nach mehr aufs Große und Kosmische gerichtet, geht hier einen bedeutenden Schritt vorwärts. Der Begriff, so meint er, könnte nicht wahr sein, wenn er nicht über den Menschen hinausreichte und einer Wirklichkeit in den Dingen entspräche. Das stimmt zur griechischen Denkart, die den Menschen nicht von der Welt ablöst und ihr entgegensetzt, sondern ihn ihr eng verbindet, die daher, was im Menschen vorliegt, als eine Mitteilung der Dinge versteht. Das kleine Leben folgt hier dem großen, denn nicht entfacht und nährt sich, so meint Plato, das Feuer des Alls aus dem Feuer bei uns, sondern es hat von jenem das meine und das deine und das aller Lebewesen was immer es hat. Sind wir aber so sehr auf die Dinge angewiesen und verdankt die Seele allen Inhalt dem All, so läßt der Befund der kleinen Welt mit Sicherheit auf die große schließen. Nun ist für Plato ausgemacht, daß es gegenüber der schwankenden Meinung ein Wissen mit festen Begriffen gibt; so gibt es sicherlich auch im All eine unwandelbare Wirklichkeit unsinnlicher Art, ein Reich von Gedankengrößen jenseit der fließenden Sinnenwelt.

Auf diesem Wege kommt Plato zum Kern seiner philosophischen Überzeugung, zu seiner Ideenlehre. Das Wort Idee, ursprünglich Aussehen, Bild, Gestalt bedeutend und auch in der Philosophie schon vor Plato verwandt, erhält und behauptet von hier aus einen technischen Sinn, es bezeichnet nun das Gegenstück des Begriffes in der Welt der Dinge, ein wesenhaftes, unwandelbares, nur dem Gedanken zugängliches Sein. Die Ideenlehre befestigt und objekti-

viert unsere Begriffe, eine kühne logische Phantasie versetzt diese über den menschlichen Kreis hinaus in das All und verkörpert sie uns gegenüber zu selbständigen Größen. Die Gedankenwelt aber, die damit entsteht, wird für Plato zur Beherrscherin aller Wirklichkeit, zur Trägerin der Welt, die vor Augen liegt.

Das ist eine Umwälzung und Umwertung gewaltigster Art, die Geschichte des menschlichen Geisteslebens kennt keine größere. Das sinnliche Dasein, bis dahin die sichere Heimat des Menschen, rückt nun in die Ferne, und zum Ersten, Gewissesten, unmittelbar Gegenwärtigen wird eine nur dem Denken erreichbare Welt. Nicht nach der Stärke des sinnlichen Eindrucks, sondern nach der Durchsichtigkeit für den Gedanken bemißt sich jetzt die Nähe und Erkennbarkeit der Dinge; da das sinnliche Dasein mit seiner Räumlichkeit der Auflösung in reine Begriffe starr widersteht, so bleibt es bei aller Handgreiflichkeit in trübem Dämmerchein, während die Ideen sich voll durchleuchten lassen. Bei solcher Umkehrung bildet die Seele unser echtes Wesen, der Körper wird etwas von draußen anhängendes, ja fremdes. So sollen auch das Streben nur unsinnliche Güter bewegen.

Diesem Spiritualismus gibt eine besondere Färbung die unbedingte Herrschaft des Erkennens. Nur das Erkennen, das Auge des Geistes für die unsichtbare Welt, führt vom Sinnenschein zum Reich des Wesens. An seiner Entfaltung liegt alle Selbständigkeit und Innerlichkeit unseres Lebens, ja streng genommen muß es seinen alleinigen Inhalt bilden.

So eine völlige Wandlung, zugleich aber die Gefahr einer großen Einseitigkeit. Wäre das Leben gänzlich in jene Richtung eingelenkt, so hätte das Verlangen nach einem unsinnlichen und unwandelbaren Sein alle bunte Fülle der Wirklichkeit zerstört. Bei Plato aber gesellt sich zur Forderung eines festen und echten Seins als nicht minder wesentlich ein künstlerischer Zug, zum Verlangen nach Wahrheit das nach Schönheit; erst die Verbindung beider vollendet die Ideenlehre. Das unsinnliche Wesen der Dinge erscheint zugleich als die reine Form, die Form, welche mit überlegener Gewalt eine Mannigfaltigkeit zusammenbindet, gegenüber allem Werden und Vergehen der Einzelwesen mit ewiger Jugend beharrt und immer von neuem auch das sinnliche Dasein gestaltet. Eine solche Form findet der Philosoph wirksam in der Weite der Natur wie in der Innerlichkeit der Seele wie im Aufbau menschlicher Gemeinschaft;

so wird hier zuerst das Weltphänomen der Form vom Denken angeeignet, es erfolgt hier eine philosophische Begründung der formenstrengen und erhabenen Kunst, die der Höhe des Griechentums eigentümlich ist. Zugleich aber läßt jene Wendung eine neue Schätzung der Dinge gewinnen. Die Form ist nicht bloß beständig, sie ist zugleich anziehend und schön, das wahrhafte Sein erweist sich zugleich als das Gute und Vorbildliche, die Welt des Wesens als die der Werte. Das stellt die nächste Wirklichkeit unter einen ungleich freundlicheren Anblick. Denn nun wird sie ein Abbild des vollkommenen Urbildes, ein steter Hinweis darauf, ein unablässiges Aufstreben zur Höhe.

Diese Verbindung von Wahrheit und Schönheit enthält eine feste Überzeugung von der Weltmacht der Vernunft. Wo das Wesenhafte zugleich als schön und gut gilt, wo die Dinge um so besser dünken, je mehr sie an echtem Sein teilhaben, da steht das Gute in sicherer Überlegenheit, da beherrscht es die Welt. Hier ist kein Platz für ein radikales Böse, eine lähmende Erbsünde; so gewiß das Niedere herabzieht und entstellt, verderben und verkehren kann es nicht. Mit solcher Wendung veredelt und rechtfertigt sich der Drang zum Leben, es begründet sich eine Freudigkeit der Gesinnung inmitten aller Gefahren und Kämpfe.

Was immer an der Ideenlehre Platons problematisch bleibt, sie eröffnet eine fundamentale Wahrheit, auf die sich nicht wieder verzichten läßt. Das ist die Überzeugung, daß es ein Reich der Wahrheit jenseit des Beliebens der Menschen gibt, daß die Wahrheiten nicht wegen unserer Zustimmung, sondern unabhängig davon gelten, daß ihr Reich allem menschlichen Meinen und Mögen überlegen ist. Ohne solche Überzeugung gibt es keine Selbständigkeit der Wissenschaft, keinen festen Aufbau der Kultur; nur eine selbständige Wahrheit kann Gesetze und Normen entwickeln, die das menschliche Dasein erhöhen, indem sie es binden. Das aber ist der Hauptgedanke alles Idealismus, so bleibt dieser für immer mit Plato verkettet.

### c. Die Lebensgüter.

Die platonische Lebensführung entwickelt sich unmittelbar aus der Ideenlehre, in ihren Grundzügen ist sie einfach genug. Alles geistige Leben ruht auf der wissenschaftlichen Einsicht, es wird unwahr, sobald es sich davon losreißt. In seiner näheren Durchbildung aber

strebt es zur künstlerischen Gestaltung, zu plastischem Ebenmaß und wohlgefügtter Harmonie. So verbinden und durchdringen sich hier zu gegenseitiger Förderung die beiden Hauptrichtungen des griechischen Lebens: das Verlangen nach klarem Erkennen und nach anschaulichem Gestalten. Plato bildet damit die Höhe der geistigen Arbeit seines Volkes. Als etwas Eigenes und Neues aber legt er in jenes Schaffen seine große Gesinnung, die Kraft einer lautereren und vornehmen, einer souveränen Persönlichkeit; in aller Wahrheit und Schönheit sucht seine Seele schließlich das Gute, das Veredelnde, das Wesenerhöhende. Das gibt auch der Arbeit neue Antriebe und Aufgaben.

Die unbestrittene Führung des Lebens hat die Wissenschaft, auf wissenschaftlicher Einsicht ruht alle geistige Betätigung, nichts gilt als echt, was nicht durch die Gedankenarbeit hindurchgegangen ist. Nur die Einsicht erzeugt echte Tugend. Denn nur sie befreit von dem Schein und der Äußerlichkeit der landläufigen Tugend, nur sie begründet die Tugend im eigenen Wesen des Menschen und macht sie zugleich zur freien Tat des Menschen. Denn was gewöhnlich Tugend heißt, in Wahrheit sich aber von körperlichen Fertigkeiten kaum unterscheidet, ist mehr ein Erzeugnis der gesellschaftlichen Umgebung, ein Werk von Sitte und Übung als eine eigene Tat und Entscheidung. Erst die rechte Einsicht erhebt das Handeln und Wesen zur Selbständigkeit.

Auch das Schöne muß in das Element des Gedankens getaucht werden und sich damit von der gemeinen, auf niedere Lust bedachten Fassung befreien. Denn erst jenes vertreibt aus ihm, was dem bloßen Reiz und Genuß dient; erst die Befreiung von allem Körperhaften, die Erhebung zu reiner Geistigkeit vollendet sein Wesen. Nun ist es nach Winckelmanns Ausdruck „wie ein aus der Materie durchs Feuer gezogener Geist“. Nun kommt das griechische Streben zum Schönen auch in der Philosophie zur Geltung und wird zu einer Macht auch für die wissenschaftliche Überzeugung.

Damit erhält die Gedankenarbeit neue Antriebe fruchtbarster Art. Das Streben nach Wahrheit nimmt zu seinem Ernst Frische und Freudigkeit in sich auf, der Inhalt der Gedankenwelt aber bewahrt bei aller Abstreifung roher Sinnlichkeit eine Festigkeit und eine Gegenständlichkeit. Das Erkennen erscheint hier als ein Erblicken eines beharrenden Vorwurfs, es entsteht der Begriff einer geistigen Anschauung, der einen eigentümlich griechischen Sinn der Anschauung

aufnimmt und weiterbildet. Anschauen bedeutet hier nicht ein passives Aufnehmen eines fremden Gegenstandes, sondern eine Verbindung von Tätigkeit und Vorwurf zu lebendigem Kontakt, um unablässig Leben vom einen zum anderen überzuleiten. Das wäre aber ohne eine innere Verwandtschaft des Wesens unmöglich, unser Auge muß sonnenartig sein, um im Licht der Sonne Dinge zu erblicken, unsere Vernunft den ewigen Beständen gleichartig, um im Licht der Ideen Ewiges zu erkennen.

In solchem Zusammenhange wird die Anschauung eine Zwillingschwester der Liebe, des Eros, dieses immer jugendlichen Gottes. Das Streben nach geistiger Produktion bewirkt ein Suchen des Wesensverwandten, nur zusammen mit einem solchen, nur in gegenseitiger Belebung kann das nach Wahrheit dürstende Wesen sein Ziel erreichen und Unvergänglichkeit gewinnen. So wird die Forschung zum geistigen Schaffen; Geist und Wahrheit kommen nicht fertig an uns, sie entstehen erst, indem unser Streben sich mit der Vernunft des Alls berührt. Mit dem Begriff des geistigen Schaffens aber, wie er hier der Wissenschaft aufgeht, wird die Kunst der Forschung selbst eingepflanzt und das engste Bündnis von Wahrheit und Schönheit besiegelt.

Wie aber das Schöne, so wird auch das Gute der Forschung eng verbunden und verschlungen. Für Plato ist die Philosophie keine bloße Theorie im späteren Sinne, sondern ein Aufbieten des ganzen Wesens, ein Erheben des ganzen Menschen vom Schein zur Wahrheit, ein Erwachen aus dem tiefen Schlummer des Alltagslebens, eine Reinigung von aller Sinnlichkeit. Das Streben zur Wahrheit ist zugleich ein Werk der Gesinnung; denn es ist der Trieb der Wahrhaftigkeit, der mit dem Scheine brechen und echtes Wesen suchen heißt. Auch insofern gehören Wahres und Gutes zusammen, als das höchste Gut unwandelbar sein muß, etwas unwandelbares sich aber nur der Forschung eröffnet.

Noch inniger ist der Bund von Gutem und Schöner. Die Fassung des Schönen zeigt Plato als einen Sohn seines Volkes, er bietet eine philosophische Formulierung des klassisch Schönen, das eben damals seine Höhe erreicht hatte. Das Schöne ist hier vornehmlich plastischer Art, es verlangt eine klare Scheidung alles Mannigfachen, eine kräftige Entfaltung jedes Teiles, eine energische Zusammrennfassung zum Ganzen eines Werkes. Wo immer ein Ganzes erstrebt wird, da sollen die Teile aus dem anfänglichen Chaos

deutlich hervortreten, jeder eine besondere Aufgabe erlangen und seine Grenzen gegen die übrigen gewissenhaft wahren; dann aber soll sich die Mannigfaltigkeit ordnen, abstufen und in ein Kunstwerk zusammengehen, dessen Ebenmaß und Harmonie eine reine und edle Freude erzeugt. Jene Ordnung wird keineswegs von außen auferlegt, sondern von innen her bereitet, die Bildung zum Schönen wird von eigenem Leben und Streben getragen, bei aller Ruhe ist das Kunstwerk zugleich ein beseelter Organismus. So das Gedankenbild des klassisch Schönen, eines Schönen von festen, ja strengen Verhältnissen und klaren Abmessungen, von umgrenzter und durchsichtiger Gestalt, zugleich aber voll inneren Lebens.

Ein derartiges Schöne erkennt der Blick des Forschers durch allen trüben Schein hindurch sowohl in der weiten Welt als im menschlichen Kreise; Grenze und Ordnung, Ebenmaß und Harmonie leuchten ihm überall entgegen. So aus dem Himmelsgewölbe mit dem unwandelbaren Beharren der Gestirne in aller rastlosen Bewegung, so auch aus dem inneren Gefüge der Natur, das Plato sich streng nach mathematischen Verhältnissen geordnet denkt.

Was aber draußen in ausgebreiteter und sicherer Wirkung steht, das wird beim Menschen zur Aufgabe und Tat; die wichtigste aller Harmonien ist die Harmonie des Lebens, allein die hellenische Art dünkt ihrer fähig. Auch unser Wesen mit seiner Vielheit von Trieben ist von Natur in Grenzen und Ordnung gewiesen. Aber zur vollen Belebung der Mannigfaltigkeit und zur Herstellung des Ebenmaßes bedarf es unserer eigenen Tat, die nur aus rechter Einsicht hervorgehen kann. Mit Hilfe solcher Einsicht gilt es, das anfängliche Chaos zu zerstreuen, alle in uns angelegte Kraft auszubilden, ihre Mannigfaltigkeit deutlich gegeneinander abzugrenzen, schließlich alle Leistungen zu einem wohlgefügtten Lebenswerk zu verbinden. Alles Grenzenlose und Unbestimmte ist hier verpönt, alle Bewegung hat ein festes Ziel, auch die Kräfte lassen sich nicht ins Endlose steigern. Wenn jeder an seiner Stelle das Seine tut, dann fährt das Ganze am besten, dann wird das Leben schön in sich selbst und voll reiner Freude. Solcher Überzeugung entspricht ein eigentümliches Bildungsideal. Der Mensch wolle nicht sich zu allem bilden und alles mögliche tun, sondern er ergreife Ein Ziel und widme ihm seine ganze Kraft. Weit besser ist es eines gut als vieles unzulänglich zu verrichten. So ein aristokratisches Ideal in schroffem und bewußtem Gegensatz zu dem demokratischen einer Erziehung

aller für alles, einer möglichst vielseitigen und gleichmäßigen Bildung.

Indem so die Harmonie des Lebens zu unserer eigenen Tat wird, indem sie unser Wollen und unsere Gesinnung an sich zieht, wächst sie zu einem ethischen Werk, zur Tugend der Gerechtigkeit. Das eben ist das Gerechte, das Seine zu tun und jedem das Seine zu geben; statt in fremde Kreise überzugreifen, sich ganz der einen Aufgabe zu widmen, die Natur und Geschick uns zugewiesen haben. Demnach ist die Gerechtigkeit nichts anderes als die ins eigene Wollen aufgenommene Harmonie, als solche wird sie dem Denker in Übereinstimmung mit seinem Volke zum Zentralbegriff des sittlichen Lebens, zur allumfassenden Tugend. Jenseit unseres Kreises aber wirkt sie als sittliche Weltordnung: unserem Handeln wird schließlich unser Ergehen entsprechen, früher oder später muß, wenn nicht in diesem, so in einem anderen Leben das Gute seinen Lohn, das Böse seine Strafe empfangen.

Besteht demnach die Tugend in der Belebung und harmonischen Gestaltung des eigenen Wesens, so wird das Streben nach ihr eine unablässige Befassung des Menschen mit seiner eigenen Innerlichkeit, eine Befreiung von allem Druck der gesellschaftlichen Umgebung. Wenn diese über die südlichen Völker besonders viel Macht hat so ist ihr dort auch seit Plato in selbstwüchsigen Persönlichkeiten die kräftigste Gegenwirkung erstanden. — Mit jener Verinnerlichung der Aufgabe nämlich wird das Hauptziel, nicht anderen Menschen, sondern sich selbst zu gefallen, nicht gut zu scheinen, sondern gut zu sein. Wie diese Wendung zum eigenen Wesen das Leben allererst selbständig und wahrhaftig macht, so eröffnet sie ihm auch ein unvergleichlich höheres Glück, eine echtere Freude. Auf Glück kann Platos kräftige und mutige Natur nicht verzichten, aber sie findet das Glück nicht mit der Menge in Ereignissen und Erfolgen äußerer Art. Es in der Tätigkeit selbst aufzusuchen, das gestattet jetzt die Eröffnung eines umfassenden Lebenswerkes in der reinen Innerlichkeit. Gilt es doch den ganzen Umkreis erst zu beleben und alle Mannigfaltigkeit zu einer Harmonie zu verbinden. An dem Gelingen dessen liegt der Erfolg oder Mißerfolg unseres Lebens und zugleich unser Glück oder Unglück. Denn nach Plato wird, was an Harmonie oder Disharmonie vorliegt, vom Handelnden deutlich geschaut und kräftig empfunden, es wird unverfälscht so empfunden, wie es vorliegt. So kommt der wirkliche Stand der Seele

in Freud und Leid zu reinem Ausdruck, die Gerechtigkeit ergibt mit ihrer Harmonie zugleich die Seligkeit, ein allen anderen Freuden weit überlegenes Glück, die Schlechtigkeit aber mit ihrer Disharmonie, ihrem Zerreißen und Verfeinden unserer eigenen Natur eine un-erträgliche Qual.

Dieser untrennbare Zusammenhang von Tätigkeit und Glück bildet die Höhe der Weisheit eines lebenskräftigen Volkes; dies ist auch das Ideal, das die griechische Philosophie bis zu ihrem letzten Atemzuge verfochten hat. Nach dieser Überzeugung bildet das Glück wohl die naturgemäße Folge, nicht aber den Beweggrund des Handelns; alles kleinliche Mühen um Lohn wird verscheucht, wo das Gute seinen Wert in sich selbst, in seiner inneren Schönheit hat, deren Schauen den Menschen erfreut und entzückt. Derart das Glück im Innern begründen, das heißt zugleich die Macht des Schicksals über den Menschen brechen. Alle Dürftigkeit und aller Widerspruch der äußeren Verhältnisse kann hier den durch das eigene Tun erzeugten Stand nicht ändern, ja der Kontrast wird seine Überlegenheit und Selbstgenugsamkeit nur noch verstärken und mehr zur Bewußtheit bringen. Bei aller Gunst der Geschicke bleibt der Schlechte elend, ja er wird dadurch noch elender, indem das Böse um so üppiger aufwuchert; dem Guten aber erweist sich in allen Hemmungen und Leiden erst recht die innere Herrlichkeit seines Lebens. Aus solcher Gesinnung entwirft uns Plato ein eindrucksvolles Bild vom leidenden Gerechten, der bis zum Tode verfolgt wird und mit dem Schein der Ungerechtigkeit behaftet bleibt, dessen innere Hoheit aber inmitten solcher Anfechtung aufs hellste strahlt; ein Bild, das in der äußeren Annäherung an christliche Vorstellungen den inneren Abstand der beiden Welten um so deutlicher erkennen läßt.

#### d. Weltflucht und Weltverklärung.

Wesentlich war der platonischen Überzeugung die Scheidung zweier Welten; zwischen dem Reich der Wahrheit und dem nächsten Dasein bleibt eine unüberwindliche Kluft, die auch die geschichtliche Arbeit nicht zu verringern vermag. Je energischer der Denker auf der Selbständigkeit und Unvergleichlichkeit der geistigen Güter besteht, desto gewisser ist ihm, daß sie eine eigene Welt gegenüber einer Welt geringerer Wahrheit und Vollkommenheit bilden. Was folgt aus solcher schroffen Scheidung für unser Handeln? Kann

es beide Welten zusammen umfassen, oder soll es sich ausschließlich der höheren widmen? Dieses allein scheint folgerichtig. Denn warum sollen wir unsere Kraft verteilen, wo die Welt des Wesens unsere ganze Hingebung verlangt, warum uns um das Vergängliche mühen, wo der Weg zum Unvergänglichen offen steht, warum im trüben Dämmerlicht der Abbilder verweilen, wo die Urbilder selbst sich klar und rein zu schauen geben? In diese Richtung treibt namentlich Platos Verlangen nach einem wesenhaften Sein; gegenüber seiner Ewigkeit und Einfachheit sinkt das bunte Reich der Sinne zu einem trügerischen Schein herab; so wird es zur Aufgabe der Aufgaben, sich diesem Schein zu entwinden und alle Liebe wie alle Sorge dem unwandelbaren Sein zuzuwenden. Damit unverkennbar ein Lebenstypus der Weltflucht.

Augenscheinlich ist, von jener Höhe aus gesehen, die Nichtigkeit und Scheinhaftigkeit des Lebens, das uns zunächst umfängt. Es ist nicht nur im Einzelnen mangelhaft, sondern im Ganzen bis zum Grunde verfehlt. Hier, wo die Sinnlichkeit alles zu sich herabzieht, findet sich nirgends ein reines Glück, alles Edle wird entstellt und verkehrt, nicht der Sache, sondern dem Schein ist alles menschliche Mühen zugewandt, der unstete Fluß der Erscheinungen kennt kein beständiges Gut. In die finstere Höhle der Sinnlichkeit, worin wir hier gebannt sind, wirft die lichte Welt der Wahrheit nur flüchtige Schattenbilder. Wenn nun das Denken einen Weg zur Befreiung aus solcher Lage zeigt, sollten wir ihn nicht freudig betreten, sollten wir nicht mutig alles von uns werfen, was uns in jenem Reich des Scheines festhält? Es hält uns aber alles fest, was dort als ein Gut gepriesen wird: Schönheit, Reichtum, Körperkraft, angesehene Verwandtschaft u. s. w.; so muß der echte Freund der Wahrheit sich davon befreien. Die Seele befindet sich im Körper wie in einem Kerker, ja einem Grabe. Daraus erretten kann sie nur eine Fernhaltung von aller Lust und Begier, von Schmerz und Furcht. Denn diese Affekte schmieden sie an den Körper und täuschen ihr die Welt des Sinnenscheins als die wahre vor. Die Affekte kann aber die Seele nicht ablegen, solange die gewöhnlichen Schicksale sie noch irgend bewegen und beherrschen; so muß sie eine volle Gleichgültigkeit dagegen erringen und das Glück ausschließlich in die geistige Tätigkeit, d. h. in die Erkenntnis des Wesenhaften setzen. Alle Schläge des Schicksals treffen nicht eine weise und tapfere Seele, die an unwandelbaren Gütern teil hat. „Das Beste ist, sich bei Unglücks-

fallen ruhig zu verhalten und nicht aufzuregen, da weder bei solchen Dingen Gut oder Böse klar ist, noch wer es schwer nimmt, dadurch etwas gewinnt, noch überhaupt etwas von den menschlichen Dingen großen Eifer verdient.“ Auch bei den Schicksalen anderer gilt es nicht weibisch zu jammern, sondern mannhaft dem Erkrankten zu helfen, den Gefallenen aufzurichten. Einen vollen Sieg erlangt nur, wer alles Empfindungsleben hinter sich läßt und sich mutig über die Welt der menschlichen Freuden und Leiden hinaushebt. Mit solcher Ablösung des Lebens von dem sinnlichen Dasein verliert der Tod allen Schrecken, er wird eine „Befreiung von aller Irrung und Unvernunft und Furcht und wilden Leidenschaften und allen anderen menschlichen Übeln“. Nur der körperfreien Seele eröffnet sich die volle Wahrheit, denn nur Reines darf das Reine berühren. So wird die Ablösung vom Irdischen, die Vorbereitung zum Sterben zur Hauptaufgabe der Philosophie; sie bedeutet jetzt ein Erwachen aus dumpfem Traum zu voller Klarheit, eine Rückkehr aus der Fremde in die Heimat.

So eine Weltflucht im vollen Sinn des Wortes. Gewiß verbleibt zwischen dieser platonischen Weltflucht und der mittelalterlichen ein weiter Abstand. Es wird nur das sinnliche Dasein aufgegeben, nicht die Welt überhaupt, und das erstrebte ewige Sein befindet sich nicht in jenseitiger Ferne als ein Gegenstand gläubiger Hoffnung, sondern es umfängt die wesensverwandte Seele auch in diesem Leben mit unmittelbarer Gegenwart; auch wird es nicht von einer höheren Macht als Gnadengabe mitgeteilt, sondern durch eigene Tätigkeit errungen.

Aber auch bei solcher Fassung verbleibt ein schroffer Bruch mit der nächsten Lage und dem Ganzen der Menschheit. Einsam steht hier der Denker auf schwindelnder Höhe und einförmig wird seine Welt. Mit der Abweisung aller Schmerzen und Freuden, aller Sorgen und Aufgaben der Menschheit droht das Dasein allen lebendigen Inhalt zu verlieren und aller Reichtum der Dinge in den Abgrund einer gestaltlosen Ewigkeit zu versinken.

In dieser Weltflucht haben wir den echten Plato und den konsequenten Plato, keineswegs aber den ganzen Plato. Jene weltflüchtige Richtung hat bei ihm eine beträchtliche Milderung, ja eine Gegenwirkung erfahren, wie es bei allen ihren Vertretern geschah,

welche über dem Individuum nicht das Ganze der Menschheit ver-  
gaßen. Denn mag der einzelne Denker die sinnliche Welt ganz  
hinter sich lassen, die Menschheit kann ihm auf diesen Weg nicht  
folgen, schon die Rücksicht auf die Brüder mußte auch Plato zu  
jener Welt zurückführen. Was aber auf indischem und oft auch  
auf christlichem Boden nur eine widerwillige Anpassung war, das  
hat bei Plato auch eine innere Neigung für sich; den Griechen wie  
den Freund, ja wissenschaftlichen Entdecker der Schönheit binden  
tausend Klammern an diese Wirklichkeit und treiben ihn dazu, auch  
in ihr etwas Gutes zu suchen.

Zur Erhöhung des sinnlichen Daseins wirkt vornehmlich ein  
Plato eigentümliches Streben, zwischen den Gegensatz des Geistigen  
und Sinnlichen, des Wesenhaften und Nichtigen, des Ewigen und  
Vergänglichen ein Zwischenglied einzuschalten, das ein Auseinander-  
fallen des Lebens verhütet. So erscheint als eine Vermittlung zwischen  
der Geisteswelt und der sinnlichen Natur die Seele, indem sie von  
dort die ewigen Wahrheiten aufnimmt, hieher aber Leben trägt, so  
steht bei der Seele selbst zwischen der Intelligenz und der Sinnlich-  
keit das kraftvolle Streben, so beim Erkennen zwischen dem Wissen  
und dem Nichtwissen die rechte Meinung. Ähnlich werden auch  
im Staat und in der Natur die Gegensätze durch Zwischenglieder  
verknüpft und alle Mannigfaltigkeit einer Stufenfolge eingefügt. Schließ-  
lich wird das Schöne selbst ein Bindeglied zwischen der reinen  
Geistigkeit und der sinnlichen Welt, indem Ordnung, Maß und  
Harmonie beide Reiche verketteten und auch dem Niederen an der  
Göttlichkeit Anteil geben. Auch die sinnliche Welt ist eine schöne  
Welt und als solche unverwerflicher Art. Das höchste Wesen, das  
keinen Neid kennt, hat sie so vollkommen wie möglich nach dem  
ewigen Urbild gestaltet; in diesem Gedankengange kann Plato sie  
den „eingeborenen Sohn Gottes“ nennen.

In solchem Zusammenhange wurzelt die Idee der Vermittlung  
und Abstufung, die später gewaltigste Macht erlangt hat und sie bis  
zur Gegenwart übt. Ihre Voraussetzungen und Beweggründe liegen  
bei Plato deutlich zu Tage. Ein schroffer, in seinem letzten Grunde  
unüberwindlicher Gegensatz, zugleich aber ein starkes Verlangen  
nach einer Ausgleichung, nach Erreichung irgendwelches Zusammen-  
hanges; was anderes kann da helfen als ein Aufbieten vermittelnder  
Kräfte? In Verfolgung dieser Gedankenrichtung entstand jenes  
hierarchische Stufenreich im All wie bei der Menschheit, das einen

Hauptzug des Neuplatonismus und des mittelalterlichen Kirchensystems bildet. Seinem innersten Wesen nach ist es nicht christlicher, sondern platonischer Art.

Bei Plato selbst erfolgt eine Verbindung von Höherem und Niederen nicht bloß durch eine Mitteilung von oben her, sondern auch durch ein eigenes Aufstreben des Sinnlichen und Menschlichen zum Göttlichen. Durch seine ganze Ausdehnung geht ein Verlangen, an dem Guten und Ewigen irgend teilzuhaben und dadurch selbst unvergänglich zu werden; die Liebe, der Eros, sie ist nichts anderes als ein solches Streben nach Unvergänglichkeit. Es erreicht aber dies Streben seine Vollendung erst in der Forschung, welche die volle Einigung mit dem Wahren und Ewigen bewirkt. Aber in aufsteigendem Zuge durchdringt es das ganze All, und freudig folgt die Betrachtung des Denkers dieser Stufenleiter der Liebe. Einen verworrenen Drang nach Unsterblichkeit zeigt schon die sinnliche Natur in dem Fortpflanzungstrieb der Wesen, dem Verlangen, bei eigenem Untergange doch in den Nachkommen fortzuleben; Unsterblichkeit will das Mühlen der Helden um Ruhm, Unsterblichkeit das Schaffen der Dichter und Gesetzgeber, Herausarbeitung des Ewigen in gegenseitiger Eröffnung und Mitteilung die Liebe vom Menschen zum Menschen, bis endlich jener Gipfel der Anschauung und Aneignung des wesenhaften Seins erreicht wird. So heißt die Liebe eine dämonische Macht, welche Göttliches und Menschliches verbindet und unser Seelenleben widerstreitenden Bewegungen unterwirft. Sie erscheint als ein Kind von Reichtum und Armut, da sich erst in der Mitteilung an den anderen die Tiefe des eigenen Wesens eröffnet; so enthält sie zugleich Überfluß und Not, Besitzen und Entbehren. Mit der wunderbaren Zeichnung solcher Lage und Stimmung wird Plato der erste philosophische Vertreter romantischer Denkart; tief zieht es ihn dabei in die Widersprüche des menschlichen Daseins hinein, über welche die reine Denkarbeit ihn so weit hinaustrug.

Solche Wandlungen steigern den Wert der nächsten Welt und den Reichtum unseres Lebens. Das Erkennen bildet nun nicht mehr seinen ausschließlichen Inhalt, sondern nur die beherrschende Höhe, die Licht und Vernunft überallhin ausstrahlt. Das Niedere aber wird wertvoll als eine uns Menschen unentbehrliche Stufe zur Höhe, denn erst allmählich kann unser Auge sich an das Licht der Ideen gewöhnen. Auch hebt die Idee der Gerechtigkeit und Harmonie

das Niedere, indem sie es einem Ganzen als Teil einfügt und ihm dabei eine besondere Aufgabe stellt, deren Lösung zur Vollendung des Gesamtwerkes gehört; so in unserer Seele, so auch beim Staate. Böse wird es nun erst, sobald es die Ordnung verkehrt und das Höhere verdrängt; daher ist auch das Sinnliche nicht mehr an sich, sondern nur in seinem Übermaße verwerflich.

Dem entspricht ein anderes persönliches Verhalten des Philosophen zu den menschlichen Dingen, nun kann er nicht mehr aus ferner Höhe auf sie kühl herabsehen. Vielmehr teilt er in tiefer Empfindung das gemeinsame Los, alles Gute hier wird seine Freude, alles Böse sein Schmerz. So treibt es ihn mächtig zur Förderung des Guten, zur Bekämpfung des Bösen; der weltüberlegene Denker wird zum kühnen und leidenschaftlichen Reformator, er schmiedet eingreifende Pläne zur Verbesserung der menschlichen Lage und scheut vor schroffer Umwälzung nicht zurück. Galt es früher, die Affekte zu unterdrücken, so heißt es jetzt, daß ohne edlen Zorn sich nichts Tüchtiges verrichten läßt. Hier erscheint der Denker als ein glutvoller Streiter, den die Spannung des Kampfes freudig erregt, um so mehr, da nach seiner Überzeugung die Gottheit unablässig mit uns kämpft.

Demnach umfaßt die platonische Gedankenwelt eine Weltflucht und eine Weltverklärung. Aber auch die Weltverklärung erfolgt von der Ideenwelt her, aus dieser stammt auch die Vernunft in der sinnlichen Welt. So bleibt das Leben trotz der Spaltung auf Ein Hauptziel gerichtet, hier wie da ist alles Gute geistiger Natur, hier wie da kommt alle Vernunft von der rechten Einsicht. Sicherlich ist hier nicht alles ausgeglichen, es verbleiben innerhalb der gemeinsamen Grundrichtung verschiedene Strömungen. Aber vielleicht trägt nicht Plato allein die Schuld solches Widerspruches, vielleicht liegen im menschlichen Leben und Wesen überhaupt Antriebe nach entgegengesetzter Richtung. Können wir eine Selbstständigkeit und Ursprünglichkeit des Lebens erreichen, ohne uns von der Erfahrung loszureißen, können wir das Gewonnene ausbauen, ohne zu ihr zurückzukehren? Wie dem sein mag, am tiefsten haben nicht die Denker gewirkt, welche rasch zu einer Einheit strebten und sich hier gegen alle Verwicklung verschanzten, sondern die, welche die Gegensätze sich voll ausleben und einander hart widerstreiten ließen; denn das ergab eine fortwährende Steigerung, einen inneren Forttrieb des Lebens. So aber ist es bei Plato geschehen.

#### e. Das Gesamtbild des Menschenlebens.

Im Gesamtbilde unseres Daseins verbinden sich alle Hauptrichtungen der platonischen Denkarbeit. Den Gegensatz der beiden Welten teilt auch der Mensch, indem er aus Leib und Seele besteht oder vielmehr zu bestehen scheint. Denn in Wahrheit bildet allein die Seele unser Selbst, dem der Körper nur äußerlich anhängt. Die Seele hat Teil an der Welt ewigen Wesens und reiner Schönheit, während der Körper uns in das sinnliche Reich herabzieht und seinem Wandel unterwirft. Die Unsterblichkeit der Seele gilt in diesen Zusammenhängen als völlig sicher. Wo der Kern des Lebens jenseit alles zeitlichen Werdens und aller Beziehung zur Umgebung liegt, und die Unwandelbarkeit die Haupteigenschaft des Geisteslebens bildet, da muß die Seele, jede einzelne Seele, zu den ewigen Beständen der Wirklichkeit gehören. Sie ist nie geworden und kann nie vergehen; die Verbindung mit dem Körper erscheint als ein bloßer Abschnitt ihres Lebens, ja als Folge einer Schuld, eines „intellektuellen Sündenfalls“ (Rohde); von den Folgen dieser Schuld soll ernste Lebensarbeit sie befreien und, wenn auch nach mannigfacher Wanderung durch andere Körperformen, schließlich zur übersinnlichen Welt zurückführen.

Mit der kräftigen Entwicklung solcher Überzeugungen hat Plato den tiefsten Einfluß auf die Menschheit geübt. Einen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele brachte ihm nicht schon der Durchschnitt seiner Umgebung entgegen. Denn die alte Vorstellung von einem schattenhaften Fortleben der Seelen im Hades — grundverschieden von einer wahren Unsterblichkeit — beherrschte noch immer die Gemüter, selbst einem Sokrates war diese noch ein offenes Problem. Wohl hatte in kleineren, religiös und philosophisch bewegten Kreisen der Unsterblichkeitsglaube schon Wurzel geschlagen, aber in den Mittelpunkt einer Gedankenwelt hat ihn erst Plato gestellt und ihm zugleich eine unvergleichlich größere Macht verliehen.

Zugleich ist auch über die Hauptrichtung der Arbeit entschieden. Alle Sorge geht jetzt auf den inneren Stand des Menschen, auf die Befreiung und Läuterung der unsterblichen Seele. Das Leben erhält einen durchaus spiritualistischen Charakter, und es bedarf die Wendung zur Wahrheit um so mehr des Aufgebots aller Kraft, als uns zunächst die Körperwelt mit dem Schein der Wahrheit umfängt, unsere Seele wie verschüttet und begraben, unsere Er-

kenntniskraft durch die Sinnlichkeit geschwächt und getrübt ist. So gilt es eine volle Umwälzung; in schroffem Bruch mit der ersten Lage kehre der Mensch das geistige Auge und zugleich das ganze Wesen vom nächtlichen Dunkel zum Licht der Wahrheit. Die Bewegung des Lebens, wie alle Bildung und Erziehung, entwickelt sich nicht aus der bloßen Erfahrung, und der Fortgang entsteht nicht aus der Berührung von Innerem und Äußerem, sondern die Arbeit ist ein Sichbesinnen auf das wahre Wesen des Geistes, ein Wiederaufnehmen der echten, stets vorhandenen, nur verdunkelten Natur. Einen geistigen Grundstock muß die Seele als einen unverlierbaren Besitz in dies Leben mitgebracht haben. So die Lehre von der Wiedererinnerung und den angeborenen (besser: eingeborenen) Begriffen, bei allem Problematischen der näheren Fassung unangreifbar in dem Grundgedanken, daß alles echte Leben eine Entfaltung des eigenen Wesens bedeutet, und daß alles Äußere die geistige Betätigung nur anregen, nicht erzeugen kann. Echte Einsicht und Tugend dem Menschen durch Sitte und Übung beibringen zu wollen, gleicht nach Plato einem Versuch, Blinden das Augenlicht von draußen her einzusetzen. Alles Erkennen schöpft schließlich nicht aus der Erfahrung, sondern aus der ewigen Natur des Geistes. „Die Einzel Dinge sind Beispiele, welche uns an die allgemeinen Begriffe erinnern, aber sie sind nicht das Reale, auf welches diese Begriffe sich beziehen“ (Zeller).

Mit solcher Gestaltung der Lebensaufgabe verschlingen sich bei Plato aufs engste Überzeugungen vom wirklichen Verhalten des Menschen. Jene Wendung zum wahren Sein wird nach seiner Überzeugung von einzelnen vollzogen, es gibt – das ist eine gemeinsame Behauptung der griechischen Denker – echte Tugend auch innerhalb des menschlichen Kreises. Aber jene Individuen bilden seltene Ausnahmen, die Menge verharrt bei der niederen Welt und hat keinen Sinn für das Gute. Der Gegensatz Tüchtiger und Untüchtiger wird hier stärker empfunden als eine Gemeinschaft von Problemen und Schicksalen, ja es dünkt eine deutliche Scheidung von Edlem und Gemeinem unerläßlich zur Aufrechterhaltung des Guten in unserem Kreise. Wenn es gar heißt, daß die Menge mit ihrem Hange zu sinnlichen Genüssen sich der tierischen Lebensweise nähert, der Philosoph dagegen in dem Schauen der ewigen Welt ein gottähnliches Leben führt, so droht der Zusammenhang ganz zu zerreißen und die Menschheit in zwei getrennte Kreise auseinander-

anderzufallen. Und zwar für alle Zeit. Denn es fehlt hier jeder Glaube an einen geistigen und sittlichen Fortschritt. Wie im All, so gilt auch bei der Menschheit das Verhältnis von Gutem und Bösem als der Hauptsache nach unveränderlich; das Sinnliche, die Wurzel aller Hemmung, kann nicht vergehen, der schroffe Gegensatz von Sinnlichkeit und Geist, von flüchtigem Werden und unwandelbarem Sein erlaubt keinen Glauben an irgendwelches Vordringen der Vernunft. Damit wird nicht alle Bewegung und Verschiebung in unseren Verhältnissen geleugnet. Aber Plato erklärt jene im Anschluß an ältere Denker durch die Annahme kreisläufiger Perioden, großer Welt-epochen, die wohl aus der Astronomie stammt und vermutlich vom Orient zugeführt ist. Nach Vollendung ihres Umlaufs kehren die Dinge an den Ausgangspunkt zurück, um denselben Lauf immer neu zu wiederholen; die geschichtliche Bewegung wird eine endlose Folge von Kreisen ähnlichen Inhalts. Die Ordnung im Wechsel erscheint als ein Abbild der Ewigkeit. So fehlt ein weltgeschichtlicher Prozeß mit seinen Aussichten und Hoffnungen, es fehlt zugleich alle Berufung von den Mißständen der Gegenwart an eine bessere Zukunft.

Demnach entbehrt die platonische Lebensführung mancher Antriebe, die dem modernen Menschen selbstverständlich dünken. Aber es fehlen auch manche Zweifel und Sorgen, und für alles Mangelhafte der Durchschnittslage bietet einen überreichen Ersatz des Menschen geistige Natur, seine Wesensverwandtschaft mit der Gottheit. Dem trüben Zwielficht der menschlichen Verhältnisse kann sich der Tüchtige entwinden und sein Auge zu reinem Lichte wenden. Bei voller Aufbietung der Kraft ist das hohe Ziel wohl erreichbar. Denn Plato kennt noch keine Kluft zwischen dem strebenden Geist und der Wahrheit, kein Irregehen des ernstlich Suchenden, bei rechtem Verfahren scheint ihm das Denken unfehlbar. Wie aber ein kräftiges und mutiges Denken die volle Tiefe der Dinge erschließt, so beherrscht es auch alles Handeln und führt das ganze Leben zur Vernunft, so hebt es sicher über die Mißstände der niederen Sphäre hinaus. Alles Gelingen liegt dabei an der Tätigkeit, aber diese Tätigkeit hat, so ernst und eifrig sie ist, keine ungestüme Aufregung und wilde Unruhe, da alles menschliche Streben aus einer Verwandtschaft unseres Wesens mit dem ewigen Sein und der vollkommenen Schönheit hervorgeht und dadurch sicher gelenkt wird.

Verfolgen wir nun diese Überzeugungen in die Verzweigung des Lebens.

#### f. Die einzelnen Lebensgebiete.

##### α. Die Religion.

Plato ist insofern eine durch und durch religiöse Natur, als das Angewiesensein des Menschen auf das All, das seine Arbeit beherrscht und eigentümlich gestaltet, von seiner Überzeugung vollauf anerkannt und in unmittelbare Empfindung verwandelt wird. Er ist ganz davon durchdrungen, daß ein „königlicher Geist“ das All regiert. Wie sehr er sich von dem Wirken einer göttlichen Macht umgeben weiß und fühlt, das bekundet schon seine mit Ausdrücken aus dem Gebiet der Religion und des Kultus durchwobene Sprache; die Bewegungen jener Jahrhunderte zur Verinnerlichung der Religion haben zum mindesten auf die Einkleidung seiner Lehren aufs stärkste gewirkt. Aber die Religion Platos bleibt immer die Religion eines griechischen Denkers, und zwischen dieser und der christlichen besteht eine weite Kluft. Denn dort ist die Religion nicht eine Rettung aus schwerer Not, nicht die Wiederherstellung der gestörten, ja zerstörten Einheit mit dem Göttlichen, nicht der Trost des Hilflosen und Schwachen. Vielmehr wird der ursprüngliche Zusammenhang mit dem Göttlichen durch alle Irrung nicht so erschüttert, um sich nicht jeden Augenblick durch eigene Tat wieder aufnehmen zu lassen. So begleitet, ja durchdringt die Religion alle Arbeit, sie macht dem Menschen das Leben bedeutender und stellt sein Wirken in unsichtbare Zusammenhänge. Das Bewußtsein, von der Gottheit behütet und im Lebenskampf unterstützt zu werden, erfüllt das Gemüt des Denkers mit tiefer Frömmigkeit. Aber diese Religion erzeugt nicht eine eigene Welt und bildet daher auch kein besonderes Gebiet gegenüber dem anderen Leben. Auch entsteht keine seelische Gemeinschaft, nichts, was ein persönliches Verhältnis heißen könnte, und was eine wunderbare Umwälzung mit sich brächte.

So bedarf es hier auch keiner besonderen geschichtlichen Offenbarung gegenüber der durchgängigen Erweisung des Göttlichen im All und Menschenwesen, noch einer religiösen Lehre, einer Theologie; mit jener Frömmigkeit verträgt sich aufs beste ein deutliches Bewußtsein des weiten Abstandes Gottes vom Menschen. Das Unwandelbare und Reine werde nicht in die unlautere Sphäre des

sinnlichen Werdens herabgezogen; nur durch Zwischenstufen kann es dem Niederen sich mitteilen, Gott vermischt sich nicht mit dem Menschen. So die Überzeugung des Philosophen: „Gott, den Vater und Bildner des Alls, zu finden, ist schwer, und wenn man ihn gefunden hat, allen mitzuteilen unmöglich.“

Diese Religion des tätigen, gesunden, kräftigen Menschen folgt in der näheren Ausführung der zwiefachen Richtung der platonischen Denkart. Dem Metaphysiker ist die Forschung selbst und sie allein die wahre Religion; Gott bedeutet das schlechthin unwandelbare und einfache Wesen, aus dem alle Unwandelbarkeit und Einfachheit, zugleich aber alle Wahrheit stammt, er ist das Maß aller Dinge. Erst die Wendung vom farbigen Abglanz zum reinen Urquell alles Lichts führt das Leben vom Schein zur Wahrheit.

Nach der anderen Richtung ist Gott das Ideal der sittlichen Vollkommenheit, der durchaus gerechte und gütige Geist. Gott ähnlich werden, das heißt mit Einsicht fromm und gerecht sein; die Frömmigkeit aber ist nichts anderes als Gerechtigkeit gegen die Gottheit, Erfüllung aller ihr gebührenden Schuldigkeit. Den Mittelpunkt der Überzeugung bildet hier die Idee der sittlichen Weltordnung, der vollen Vergeltung von Gutem und Bösem. Der Philosoph kann aber diesen Grundgedanken der religiösen Überzeugung des Griechentums nicht aufnehmen, ohne ihn gegen die übliche Fassung zu erweitern und zu vertiefen. Denn die Volksmeinung erwartete die Vergeltung schon im Diesseits, wenn nicht am Einzelnen, so doch an seinem Geschlecht; auch Plato läßt eine Gerechtigkeit schon in diesem Leben walten, ihren vollen Sieg aber erwartet er erst vom Jenseits. Er entwickelt die Lehre von einem Totengericht, das unbestechlich über die Seele urteilt, wenn alle äußere Hülle gefallen ist; er hat mit der packenden Eindringlichkeit seiner Schilderung dieses Bild der Vorstellung der Menschheit unvergeßlich eingeprägt. Aber er will damit nicht die Gedanken des Menschen vornehmlich über das Grab hinaus richten. Von den Toten sollen wir denken, daß sie fortgegangen sind, nachdem sie ihr Werk beendet und erfüllt haben; wir müssen für die Gegenwart sorgen.

Die Gerechtigkeit des platonischen Glaubens wird keine Härte, sie ist mit Milde und Gnade vereinbar. Aber die Gerechtigkeit überwiegt hier die Liebe, und das sittliche Reich erscheint vor allem als ein Welt- und Gottesstaat. Das hat tief auf die folgenden Zeiten, namentlich auf das mittelalterliche Christentum, gewirkt.

Wie der Denker an dieser Stelle die Volksüberzeugung nicht sowohl verläßt als weiterführt, so bleibt auch darin ein Zusammenhang, daß Plato bei aller Verfechtung einer weltbeherrschenden Einheit keineswegs die Vielheit göttlicher Kräfte aufgibt, sondern mit seiner inneren Belebung der Natur die mythologische Vorstellung auf den Boden der Philosophie verpflanzt. Wo aber die Volksmeinungen den geläuterten Begriffen der Philosophie widersprechen, da scheut er nicht eine kräftige Abweisung und einen offenen Kampf. Er verwirft alles Unlautere und Unwürdige im üblichen Bilde der Götter, er verwirft mit noch größerem Eifer eine Religion, welche, statt sich durch Tat und Tüchtigkeit der Gottheit zu nähern, ihre Gunst durch äußere Werke, durch Opfer u. s. w. erkaufen möchte und damit zu einem Handelsgeschäfte sinkt. Nur geringe Menschen, nur Schwächlinge werden diesen Weg versuchen; in Wahrheit ist es der Tätige, welcher der göttlichen Hilfe gewiß sein darf, der Gedanke an die Gottheit, der den Bösen schreckt, wird ihn mit frohen Erwartungen erfüllen.

#### β. Der Staat.

Der weltflüchtigen Richtung Platos müßte ein ablehnendes Verhalten zum Staat entsprechen. Wo die nächste Welt gänzlich dem Wandel und Schein angehört, und wo die durch geistiges Schaffen vertiefte Persönlichkeit der gesellschaftlichen Umgebung schroff entgegentritt, da kann unmöglich der Staat den Denker anziehen und zur Mitarbeit reizen. Daß sich Plato trotzdem so viel mit ihm beschäftigt, bezeugt, wie stark es ihn aus der reinen Gedankenwelt zum Wirken für die Umgebung zurücktreibt; es erzeugen aber dabei die beiden Hauptrichtungen seiner Überzeugung verschiedene Ideale.

Die letzte Behandlung, welche in den „Gesetzen“ vorliegt, darf für uns außer acht bleiben, da sie bei aller Weisheit der einzelnen Gedanken zu wenig Geschlossenheit hat. Dagegen müssen uns die zwei Staatsbilder beschäftigen, welche der „Staat“ überliefert. Wohl umschließt sie beide ein einziges Werk, das gewiß die eigene Hand des Philosophen zu leidlicher Einheit geformt hat. Aber innerlich sind beide zu verschieden, zu widersprechend, als daß sie in Einem Aufbau entworfen und ausgeführt sein könnten. Wer so gering von menschlichen Zuständen denkt und sich in so schroffem Gegensatz dazu fühlt, wie der Plato der zweiten Hälfte jenes Werkes, der kann nicht mit solchem Eifer politisch-soziale Reformpläne schmieden und

sie mit so viel Liebe ins Einzelne ausmalen, wie der Plato der ersten Hälfte. Bei solchen Dingen kann keine Erwägung glaubwürdig machen, was aus inneren Gründen unmöglich ist.

Auf der ersten Stufe finden wir Plato als einen energischen Reformator des griechischen Staates in der Richtung eines weitergebildeten Sokratismus. Der Staat wird hier — unter ständigem Parallelismus mit der Einzelseele — eine Darstellung des Ideals der Gerechtigkeit im großen. Zu diesem Zwecke sollen sich alle Verhältnisse streng nach moralischer Ordnung gestalten, vornehmlich die Erziehung; die Hauptfunktionen der Gesellschaft sollen sich gemäß den Stufen des Seelenlebens deutlich scheiden und in festen Ständen verkörpern; jeder soll mit voller Hingebung sein besonderes Werk verrichten, alle aber sich unter der Herrschaft der Intelligenz zu einer Gesamtleistung verbinden. Um vom Dienst dieses Ganzen nicht durch private Interessen abgelenkt zu werden, müssen die Glieder der höheren Stände auf Privateigentum und Familie verzichten; ein Kommunismus aus ethischen, nicht aus ökonomischen Gründen bildet die Spitze der platonischen Theorie.

So wird der Staat ein ethisches Kunstwerk, ein Reich der auf Einsicht gegründeten Tugend. Mit der scharfen Ausprägung seiner Züge scheint dieses Bild zunächst der Wirklichkeit schroff zu widersprechen, eine genauere Betrachtung aber zeigt die kühnen Theorien des Denkers und die griechischen Verhältnisse durch manche Fäden verknüpft. Hier glaubt Plato noch an die Möglichkeit gründlicher Reformen innerhalb der menschlichen und griechischen Lage.

Der spätere Entwurf hat diese Hoffnung aufgegeben. Die Sehnsucht nach dem Reich unwandelbarer Wesenheit hat hier den Denker dem menschlichen Dasein völlig entfremdet. Kehrt er dahin zurück, so geschieht es nicht zu eigener Freude, sondern der Brüder wegen, und auch weniger in der Hoffnung auf einen Erfolg in diesem Kreise, als um auch hier die ewigen Wahrheiten zu verkünden. Der Staat, wie er hier sich ausnimmt, ist vornehmlich eine Anstalt zur Heranbildung des Menschen für die unsichtbare Welt; es gilt in geordnetem Aufsteigen die Seele nach und nach vom Sinnlichen abzulösen und dem Unsinnlichen zu gewinnen; das ganze Leben wird eine strenge Erziehung, eine geistige Läuterung; diese Erziehung erhebt den Menschen mehr und mehr in eine Welt, der gegenüber alles politische Leben verschwindet. Durch den Staat selbst vollzieht sich eine Befreiung von der Sphäre, welcher der Staat angehört.

So eine Verschiedenheit, ja Unvereinbarkeit der beiden Typen. Aber bei aller Differenz bleiben wichtige Züge gemeinsam und geben der platonischen Staatslehre einen einheitlichen Charakter. Hier wie da ist der Staat im großen was der Mensch im kleinen, steht alle Herrschaft bei der überlegenen Intelligenz, bilden die geistigen und sittlichen Güter den Hauptinhalt des Staatslebens, wird das Individuum dem Ganzen völlig eingefügt. Ohne eine Ausschließung aller Willkür und eine Herstellung unerschütterlicher Ordnungen kann der Staat kein Reich der Vernunft sein. Solches Beharren und solche Unterordnung fordert aber der Denker in demselben Augenblick, wo er selbst die menschliche Persönlichkeit hoch über den Staat hinaushebt, eine radikale Kritik an den überkommenen Zuständen übt, die kühnsten Pläne zu ganzlichem Umbau schmiedet. Der Philosoph tut demnach selbst, was er den anderen verbietet; der Staat soll einen aller Meinung der Einzelnen überlegenen Inhalt haben, aber er empfängt ihn durch die Gedankenarbeit der souveränen Persönlichkeit. Schon dieser Widerspruch mußte eine Wirkung der platonischen Staatslehre in ihrer eigenen Zeit verhindern; erst in völlig anderen Verhältnissen konnte sich förderlich erweisen, was sie an wertvollen Anregungen und fruchtbaren Keimen enthält.

#### γ. Die Kunst.

Bei der Kunst ist es Plato umgekehrt ergangen wie beim Staat; hat er bei diesem unsägliche Mühe auf ein Gebiet verwandt, das seiner innersten Natur fremd war, so hat die Kunst, welche den tiefsten Zug seines Wesens für sich hat, einen angemessenen wissenschaftlichen Ausdruck nicht gefunden; ja eben der Philosoph, der mehr als irgend ein anderer in Einem Denker und Künstler war, hat Anklagen über Anklagen auf die Kunst gehäuft. Gegen die Kunst verbünden sich der metaphysische und der ethische Zug seines Wesens. Als eine bloße Nachahmung der sinnlichen Wirklichkeit, als ein Abbild des Abbildes, entfernt sich die Kunst am weitesten vom wesenhaften Sein. Anstoß erregen die bunten und wechselnden Gestalten, die uns die Kunst, namentlich das Drama, nachleben heißt, da uns die eine, eigene Rolle im Leben wahrlich genug zu tun gibt, Anstoß auch der unlautere Inhalt der vom mythologischen Vorstellungskreise beherrschten Poesie, Anstoß endlich die fieberhafte Erregung des Empfindungslebens, wie Plato sie mehr und mehr die Kunst um

sich einnehmen sah. In dem allen fehlt eine eigentümlich ästhetische Würdigung der Kunst; manche Eindrücke der Zeit mochten dazu mitwirken, daß der große Gedankenkünstler nicht zu einer solchen gelangte. So erfolgt ein harter Zusammenstoß, trotz aller persönlichen Sympathie muß fallen, was das sittliche Wohl gefährdet. Ganze Kunstgattungen, wie das Drama, werden völlig verworfen; was bleibt, muß den Forderungen der Moral unbedingt gehorchen. In dem Streit zwischen Kunst und Moral gewinnt demnach die Moral einen reinen Sieg. Aber für Plato bedeutet die Unterordnung der Kunst keine Herabsetzung des Schönen. Von den Mißständen des menschlichen Tuns gibt es für ihn einen Weg zur Schönheit des Ails; wie sich aber im Kosmos das Gute mit dem Schönen, einem strengen und keuschen Schönen, verschwistert, so erhält auch das Streben nach Wahrheit, die Arbeit der Wissenschaft, eine künstlerische Gestalt. Der Bau der Wissenschaft wird hier das höchste und echte Kunstwerk.

#### 2. Die Wissenschaft.

Es ist nämlich die platonische Wissenschaft von der neueren grundverschieden. Sie strebt nicht zu kleinsten Elementen, um aus ihrer Zusammenfügung die Wirklichkeit aufzubauen, sondern sie faßt alle Mannigfaltigkeit von vornherein in Einen Anblick zusammen; die Erklärung geht vom Großen zum Kleinen, vom Ganzen zum Teil, die Synthese überwiegt die Analyse. Die Dinge „zusammenzuschauen“, die Verwandtschaften zu erkennen, das ist für Plato die Hauptleistung des Philosophen, die schöpferische Intuition bildet seine eigenste Größe.

Auch ist die platonische Wissenschaft nicht wie die neuere eine Umsetzung der Welt in ein Reich allmählicher Entwicklung, ein Verstehen der Wirklichkeit aus ihrem Werden, sondern das Herausheben eines ewigen Seins aus der Flucht der Veränderung, eines wohlgeordneten Kosmos aus dem Chaos der Erscheinungswelt. Die Wendung zum Wesen ist dabei eine Sache nicht sowohl langer und mühsamer Arbeit als einer kräftigen Tat, mit einem Schlage kann Geisteskraft in das Reich der Wahrheit versetzen. Die Wissenschaft kennt hier nicht jenen nagenden Zweifel, der ihre Arbeit in der eigenen Wurzel angreift. So kann sie sicher das Leben tragen und mit freudiger Gewißheit erfüllen.

Diese Fassung des Erkennens legt allen Nachdruck auf die

Prinzipienfragen und schätzt die Einzelwissenschaften lediglich als Vorstufen der Philosophie. Nur die Mathematik als die Wissenschaft, welche vom Sinnlichen zum Übersinnlichen überleitet, wird voll anerkannt; alle Beschäftigung dagegen mit dem bunten Inhalt der sinnlichen Welt dünkt von geringem Wert und alle Behauptung darüber bloß eine mehr oder minder glaubliche Annahme. Dabei erfolgt alle Deutung der Natur von der Seele her, sie gilt als der Quell aller Bewegung und Ordnung im Weltall. Durch die eifrige Entwicklung solcher Überzeugungen hat Plato die naturwissenschaftliche Forschung aufs schwerste geschädigt; indem sich ein Netz subjektiver Begriffe um die Wirklichkeit spannt und eine unbefangene Würdigung der Dinge in ihren eigenen Zusammenhängen verhindert, gehen die bedeutenden Ansätze zu einer exakten Naturbegriffung, welche die vorsokratische Philosophie enthielt, für Jahrtausende verloren. Die Stärke der platonischen Leistung liegt in der reinen Begriffsphilosophie, der Dialektik, welche nichts von draußen annimmt und auch über die eigenen Grundlagen volle Rechenschaft gibt. Seinen Höhepunkt erreicht dies Verfahren in der Behandlung der allgemeinsten Gegensätze des Seins: Ruhe und Bewegung, Einheit und Vielheit. Die Art, wie die Glieder der Gegensätze sowohl für sich entwickelt als aufeinander angewiesen werden, bildet mit dem Überschauen weitester Reihen und dem Zusammenhalten auseinanderstrebender Bewegungen, mit dem sicheren Wandeln im Reich völlig unsinnlicher Größen, dem frohen Spiel der Gedanken im schweren Ernst der Probleme die vollendetste Leistung griechischer Beweglichkeit des Geistes. Eine siegreiche Befreiung des Denkens von allem Stofflichen ist hier vollzogen, ein Selbstvertrauen geistigen Vermögens durch die Tat begründet. Wenn Plato das dialektische Verfahren „die höchste Gabe der Götter und das wahre Feuer des Prometheus“ nennt, so hat solche Schätzung für ihn selbst die vollste persönliche Wahrheit.

#### g. Rückblick.

So deutlich die Lebensarbeit Platos einzelne Hauptzüge hervorscheinen läßt, das Ganze seiner Art zu würdigen ist überaus schwer; fast unvermeidlich fließt dabei die Individualität des Betrachtenden ein, so daß sich jeder seinen eigenen Plato zurechtlegt. Gänzlich verkehrt ist es jedenfalls, Plato als eine rein kontemplative, friedfertige, von seliger Ruhe erfüllte Natur vorzustellen,

wie es auch Goethe in der bekannten Schilderung der Farbenlehre tut („Platon verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen“), die Plato zu einem Fra Angelico unter den Denkern macht. Es war zunächst wohl die wunderbare Vollendung der Form, die Abgeklärtheit der Gestaltung, welche den leidenschaftlichen Affekt verkennen ließ, der dieses Lebenswerk durchlodert; indem der Zauber der Schönheit auch die härtesten Kämpfe veredelte, machte er ihre Schwere gänzlich vergessen. Aber so begreiflich der Irrtum, er bleibt ein Irrtum; er übersieht, daß Plato die Umwälzung des Weltbildes und die Umwertung der Lebensgüter nicht vorfand, sondern selbst erst zu vollziehen hatte; das konnte nicht in Fluß kommen ohne starke Bewegungen und leidenschaftliche Erregungen, es konnte nicht gelingen ohne ein Überwinden härtester Widerstände und eine Erweisung gigantischer Kraft. Wenn irgend einer der Philosophen, so gehört Plato zu den Persönlichkeiten nicht des bloßen Denkens, sondern des wesenumfassenden Handelns; wie mußte es in seiner Seele wogen, wenn er Bewegungen hervorrief, die ganze Jahrtausende durchzittern und immer neu die Menschheit zu Liebe und Haß aufregen! Aber es ist etwas in Plato, was diesem Affekt ein Gegengewicht gibt, das ist die Vornehmheit der Gesinnung, und diese vornehme Gesinnung wiederum hat eine sachliche Grundlage an den inneren Notwendigkeiten und ewigen Wahrheiten, die hier das Leben tragen, an der aller menschlichen Willkür überlegenen Ideenwelt. Indem sich hier eine Welt bei sich selbst befindlicher Wahrheit von allem menschlichen Getriebe ablöst, bleibt allen Kämpfen, Aufregungen, Erschütterungen, die das mit sich bringt, der in ewigen Ordnungen begründete Inhalt der neuen Welt mit Sicherheit überlegen. So gewinnt nicht nur das Werk ein wunderbares Gleichmaß von Kraftgefühl und Ehrfurcht, von Freude und Ernst, von Freiheit und Gebundenheit, sondern dasselbe Gleichmaß spricht auch aus der Persönlichkeit des Mannes. In aller Glut des Strebens hat sie nicht die ungestüme Leidenschaft eines Augustin, in aller Unterordnung unter die ewigen Wahrheiten nicht die willenlose Resignation eines Spinoza. So wirkt Plato, Persönlichkeit und Werk in Eins verschmelzend, zu uns mit einer Harmonie des Wesens, wie sie sich auf dem Boden der Philosophie nie so wiederfindet, wie sie bei wachsender Verwicklung der Verhältnisse und Steigerung der Gegensätze sich nicht wohl so wiederfinden kann.

In der Leistung ist wohl das Bedeutendste und Folgenreichste

die Begründung aller menschlichen Betätigung und des Gesamtumfanges der Kultur auf die Wissenschaft, unser ganzes Dasein ist dadurch innerlich befestigt und wesentlich erhöht. Aber wir sahen, wie solche Schätzung der Wissenschaft keineswegs eine Verkümmernng des übrigen Geisteslebens ergab, wie sich vielmehr alle Hauptrichtungen der menschlichen Arbeit ungestört entfalten, sich gegenseitig fördern und steigern durften. Wie alles Mannigfache von der kräftigen und weiten Persönlichkeit des Mannes umspannt blieb, so mußte es auch im Auseinandergehen immer wieder zu einander streben und konnte es sich zu Einem Lebenswerke zusammenfinden. Die spätere Entwicklung hat die einzelnen Ströme der Arbeit gespalten, sie verbietet ein so unmittelbares Zusammengehen. Aber diese Wandlung macht Platos Wirken und Sein nur noch wertvoller. Denn sein Lebenswerk stellt uns jene Einheit alles menschlichen Strebens mit sicherer Leistung vor Augen, die Einheit, die auch wir nicht aufgeben dürfen, die wir aber nicht so unmittelbar erreichen können. So hielt überhaupt das Altertum manches Ziel für rasch und sofort erreichbar, was im Lauf der Geschichte immer mehr Verwicklungen zeigte und immer weiter vor uns zurückwich.

Plato bildet die Höhe der gesamten griechischen Geistesarbeit, indem in ihm ihre beiden Hauptrichtungen, das Erkenntnisverlangen und der Gestaltungstrieb, das wissenschaftliche und das künstlerische Streben, die innerlichste Verbindung und die fruchtbarste gegenseitige Durchdringung erhalten. Seine Lebensanschauung aber hat den eigentümlichen Typus des griechischen Idealismus zur Ausprägung gebracht. In diesem Typus verflochten sich untrennbar die Überzeugungen, daß der mutigen Arbeit des Denkens sich eine neue Welt wahrhaftigen Wesens und echten Glückes eröffnet, daß diese Welt mit der nächsten Wirklichkeit immerfort zusammenstößt und ihren Widerstand nie völlig brechen kann, daß sie selbst aber mit ihrem unversieglchen Leben allen Angriffen weit überlegen bleibt und durch ihre lautere Wahrheit und Schönheit den Menschen über die Sphäre des Kampfes und Leides sicher hinaushebt. — Eine Verwandtschaft dieser Lebensanschauung mit der später vom Christentum entwickelten ist ebenso unverkennbar, wie ein weites Auseinandergehen innerhalb des gemeinsamen Rahmens. Hier wie da gilt es eine höhere Welt zu erringen, aber bei Plato führt dahin die wahrhaftige Einsicht, im Christentum die Wandlung des Herzens; hier wie da wirkt Göttliches in unserem Dasein, aber bei Plato wirkt es gleichmäßig an